

V Empirie II: Die Tafelnutzenden

Die Tafeln agieren zwischen Überfluss und Ausgrenzung, zwischen Sponsoren hier und den Tafelnutzenden da. Sie stellen damit eine Verbindung zwischen sehr unterschiedlichen Lebenswelten her und kreieren dabei eine eigene. Wie die Tafeln selbst in diesen Differenzen agieren, wurde im vorangegangenen Kapitel rekonstruiert. Jetzt wird es darum gehen, die komplementären Bezugnahmen auf die Tafeln zu untersuchen, zunächst die der Nutzenden, dann die der Sponsorenseite (Kapitel VI).

Deutlich wurde bisher, dass es bei den Tafeln insgesamt vergleichsweise wenig Wissen über die Nutzerseite gibt und dass sie eher am eigenen ›Angebot‹ als am ›Bedarf‹ der Nutzenden orientiert arbeiten. Zum Teil wird dies aber ausdrücklich so praktiziert. Es wird dann der Anspruch formuliert, die Autonomie der Nutzenden gerade dadurch zu achten, dass man nicht genauer nachfragt. Wer also zur Tafel kommt, wird seine Gründe dafür haben, die die Tafel-Aktiven prinzipiell erst einmal nichts angingen.¹ Doch gibt es dafür deutliche Einschränkungen. Zum einen ist das die üblicherweise praktizierte ›Bedürftigkeitsprüfung‹ (v.a. Einkommensnachweis). Zum anderen wird im öffentlichen Auftreten und gegenüber den Sponsoren nicht etwa kommuniziert, dass es die Tafeln nichts angehe, warum die Nutzer kommen und was sie mit den gesammelten Lebensmitteln machen. Vielmehr wird sehr selbstverständlich davon ausgegangen, dass man bedürftigen Menschen in Notsituationen eine Hilfestellung gebe. Spätestens hier wird also die Argumentation doch von der Forderung eingeholt, dass man angeben können müsste, was Bedürftigkeit bedeutet, wer warum davon betroffen ist und wie man mit den eigenen Initiativen Hilfe leistet, auf die Bedürfnisse eingeht und tatsächlich Verbesserungen erreicht.

Diesen Fragen stellten sich die Tafeln aber bislang kaum. Die Nutzenden sind als in vieler Hinsicht sehr heterogene ›Gruppe‹ kaum fassbar und verständ-

1 Vgl. dazu auch die Ausführungen zur pragmatischen Hilfe im Kapitel IV 5.1.

lich. Die schlichte Rede von den ›Bedürftigen‹ und vor allem die vielfältigen Umschreibungen, die für die Tafelnutzenden gefunden werden, künden von den Unsicherheiten diesen gegenüber. Man könnte auch deshalb etwas anderes erwarten, weil sich, wie etwa Selke (2008) berichtet, TafelmitarbeiterInnen und Nutzende häufig in ähnlichen sozialen Situationen befinden und mitunter wenig fehlt, von der einen auf die andere Seite der Ausgabestelle zu wechseln. Auf die Initiatoren und Leiter, die den Ton in der Tafelarbeit angeben, trifft das allerdings weniger zu. An dieser Stelle sei auch noch einmal an die Geburt der Tafeln aus einer Charity-Initiative heraus erinnert (Kapitel IV 3). So mag die soziale Nähe im direkten Kontakt an den Ausgabestellen mal von Verständnis mal von Konkurrenz geprägt sein.² Aber so wichtig dieser Kontakt ist, die maßgebliche Ausrichtung der Tafelarbeit erfolgt hier nicht. Und diese Ausrichtung zielt eben viel mehr auf das eigene Angebot und auf die Vermeidung einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Seite der Nutzenden. Aber gerade dadurch stellt sich unter der Hand ein ›Konzept‹ der Tafelnutzenden als bloß zu versorgender, passiver Bedürftiger ein, wie oben (IV 5.1) rekonstruiert wurde.

Anders verhält es sich, wenn Anerkennungsbegriffe für die Nutzenden formuliert werden. Gerade der Begriff der Tafel-›Kunden‹ hat dabei eine sehr weite Verbreitung gefunden; deutlich weniger gebräuchlich ist die Rede von Tafel-›Gästen‹. Damit werden zumindest implizit, Ansprüche an die eigene Arbeit gestellt, die bestimmte Anerkennungs- und Integrationsleistungen erbringen soll (vgl. IV 5.1). Während die Anrede als ›Kunden‹ eine Marktintegration postuliert, geht es bei der Ansprache als ›Gäste‹ darum, eine eher empathisch-gesellige Integration anzubieten. Sieht man in den Nutzenden Kunden, dann begegnet man ihnen gerade nicht als zu versorgenden Bedürftigen. Man achtet sie als Marktteilnehmer auf Augenhöhe, die, wie es der dominanten gesellschaftlichen Normalität entspricht, einen anonymen, marktregulierten Zugang zur Befriedigung ihrer Nahrungsbedürfnisse haben (sollten). Auch als Gäste kommen keine Bedürftigen, sondern mehr oder weniger Bekannte, die man zu einem geselligen Zusammensein einlädt. Von Gästen zu reden korrespondiert dem Namen ›Tafel‹, unter dem die Arbeit stattfindet. Faktisch wird aber von Gästen vor allem dort gesprochen, wo tatsächlich Mahlzeiten ausgegeben werden, wo es also eine Art Gäste-Gastwirt-Konstellation gibt. Obwohl die Organisation ›Tafel‹ heißt, wäre es in der Tat wenig plausibel von Gästen zu reden, wenn bloß Lebensmittelpakete ausgegeben werden, die doch erst privat zuhause zubereitet und gegessen werden. So scheint der Begriff des Kunden tatsächlich näher zu liegen. Doch wird man hier wie da Lösungen für die Spannungen finden müssen, die sich

2 Vgl. die Interview-Äußerung zur Machtausübung im Kapitel IV 5.1.

zwischen Anerkennungsbegriffen und Faktizität aufbauen. Hätten die Tafelnutzenden tatsächlich einen unbeschädigten gesellschaftlichen Kunden-Status, würden sie gerade nicht zur Tafel gehen, sondern in den nächsten Supermarkt. Und wären sie tatsächlich Gäste, wäre unter anderem zu klären, aus welchem erfreulichen Anlass die Gastgeber die Gäste einladen.

Letztlich ist es aber eine empirische Frage, warum die NutzerInnen zur Tafel kommen und was sie dort wollen, was ihr Bedarf ist und inwiefern die Tafeln mit ihren Vorstellungen diese Anliegen treffen beziehungsweise ob sie ihre eigenen Ansprüche auch einlösen können. Mit den beiden im Folgenden vorgelegten Typen der Tafelnutzung gehen bereits Vorentscheidungen einher. Sie sollen nicht alle erdenklichen beziehungsweise empirisch auffindbaren Perspektiven auf die Tafeln wiedergeben. Unter den eigenen Interviews findet sich beispielsweise das mit einem Sammler eigener Art. Dieser nutzt gerade nicht die Lebensmittel-, aber einige der Second-Hand-Angebote der lokalen Tafel, um für sich interessante Gegenstände zu finden, zum Beispiel bestimmte Kleidung oder Hausrat. Mit den vorgeschlagenen Typen sollen dagegen im Wesentlichen Tafelnutzungen erfasst werden, die sich auf die rekonstruierten zentralen Tafelanliegen beziehen lassen. Ausgeschlossen sind damit auch negative Bezüge auf die Tafeln, also die explizite Ablehnung der Tafelnutzung, obwohl dies zweifellos für ein Verständnis der gesellschaftlichen Bedeutung der Tafeln relevant ist. Solche Ablehnungen können ebenfalls recht verschiedene Gründe haben, von der Überlegung, dass man anderen nichts wegnehmen will, die es vielleicht nötiger haben, über die Meinung, dass dies für die eigene Lebenssituation einfach nicht relevant sei, bis hin zur Wahrnehmung der Tafel als Stigma sozialen Abstiegs, das so lange als möglich vermieden werden soll (vgl. exemplarisch Scherschel/Booth/Schierhorn 2010). Im Übrigen können aber die beiden entwickelten Typen die Orientierungen des Tafelzugangs gut und umfassend strukturieren. Sie basieren im Wesentlichen auf sechs eigenen Interviews mit acht (da zweimal zwei Personen anwesend waren) Tafelnutzenden, die, kontrastierend erhoben, möglichst stark variierende Zugänge erfassen sollten. Aber sie lassen sich auch gut auf die bislang vorgelegten Beschreibungen zur Tafelnutzung beziehen (Selke 2008, v.a. 151ff., 162ff., sowie Igl u.a. 2008, Molling 2009, Scherschel/Booth/Schierhorn 2010), einschließlich der Zugänge von Kindern und Jugendlichen (Becker 2010).

In diesem Sinne möchte ich die zwei entwickelten Typen anhand zweier Interviews mit Tafelnutzerinnen exemplarisch vorstellen, die den Kunden- bezie-

hungsweise Gäste-Vorstellungen bei den Tafeln durchaus korrespondieren.³ Es wird sich zeigen, dass die Tafeln mit ihren Anerkennungsbegriffen richtige Punkte treffen, aber ebenso, dass sie diese mit ihrer bloßen Sammel-/Verteilensarbeit letztlich nicht adäquat bearbeiten können. Einmal geht es um die *Tafelnutzung als kalkulierte Option*, die dem Kundenverständnis korrespondiert. Frau K. geht es tatsächlich wesentlich darum, weitgehend anonym, wie im Supermarkt, die Lebensmittelangebote in Anspruch zu nehmen, um die Haushaltskasse zugunsten anderer Ausgaben zu entlasten. Allerdings ist ihr die Beeinträchtigung ihres gesellschaftlichen Kunden-Status sehr bewusst. Die Simulation eines Kundenverhältnisses durch die Tafeln empfindet sie deshalb eher als zusätzliche Demütigung und keineswegs als würdevollen Umgang oder anerkennende Begegnung auf Augenhöhe. Mit dem zweiten Fall wird die *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* vorgestellt.⁴ Für Frau G. steht nicht die Frage materieller Not im Zentrum ihres Tafelzugangs, sondern die Möglichkeit einer Zugehörigkeit, die ihr soziale Begegnung, Entfaltungschancen und interaktive Anerkennung in Reziprozitätsverhältnissen jenseits der Arbeits- und Konsummarktteilnahme eröffnet. In diesem Sinne korrespondiert das mit dem Gäste-Anspruch der Tafeln, empathisch-gesellige Integrationsmöglichkeiten anzubieten. Wenngleich dies im Selbstverständnis der Tafeln eine weniger bedeutende Rolle spielt, ist es vordergründig die für sie einfacher einzulösende Option. Allerdings wird sich zeigen, dass die Zugehörigkeit Frau G.s auf dem Missverständnis aufbaut, einen sozialstaatlich gesicherten Anspruch auf Tafelunterstützung zu haben. Zudem bleibt auch hier ganz klar, dass die Tafeln die Alternative aus Not sind und keine gleichwertige Alternative zum Zugang zu Arbeit und Konsum bieten können.

Schließlich bleibt zu berücksichtigen, dass die in den folgenden Interviews als typisch vorgestellten Zugänge zu den Tafeln nicht unbedingt in Reinform – als entweder ›Kalkulation‹ oder ›Zugehörigkeit‹ – anzutreffen sind, sondern als

3 Auszugsweise wurde an anderen Stellen auf die folgenden Rekonstruktionen zurückgegriffen, um exemplarisch die Fragen zu beantworten, wie angemessen die Ansprache der Tafelnutzenden als ›Kunden‹ ist (Lorenz 2010c) und inwiefern Nutzenden Ansprüche auf die Tafelnutzung reklamieren können (Lorenz 2010a). Im Folgenden geht es darum, jenseits dieser spezifischen Fragen die Typen selbst umfassender und im Zusammenhang darzustellen.

4 Ich habe diesen Typus in vorherigen Publikationen lediglich als ›Tafelnutzung als Zugehörigkeit‹ eingeführt (vgl. Lorenz 2010a, 2011). Da es aber, wie die Rekonstruktion zeigen wird, nicht nur um Vergemeinschaftung und formale Berechtigung geht, sondern ebenso zentral um eine mitwirkende, aktiv gestaltende Rolle, habe ich dies durch den Zusatz ›aktiv‹ mit in die Typenbezeichnung aufgenommen.

Pole einer graduellen Ausprägung verschiedenster ›Mischungen‹ zu verstehen sind, sie sich gleichwohl in bestimmten Punkten stark unterscheiden und eben auch weitgehend unabhängig voneinander vorkommen *können*. Während der eine Typus für größtmögliche Anonymität steht, zielt der andere gerade auf persönliche Begegnung. Beides müsste folglich individuell durch die Tafeln berücksichtigt werden können.

Den vorgestellten fallrekonstruktiven methodischen Mitteln entsprechend (Kapitel III) und wie bereits an den Tafelanalysen (IV) gesehen, wird es nun darum gehen, an zwei Interviews mit Tafelnutzerinnen sehr kleinteilig (sequenziell) deren Perspektiven auf die Tafeln zu rekonstruieren. Das ermöglicht die Rekonstruktion grundlegender Sinnstrukturen und zugleich ein detailreiches Bild der besonderen Fälle.

1 FRAU K.⁵ – TAFELNUTZUNG ALS KALKULIERTE OPTION

1.1 Eingangssequenz: Lebensmittel oder Kleidung für die Kinder

Interviewer: Gut, dann würde mich einfach zuerst interessieren, wie Sie überhaupt auf die Tafeln aufmerksam geworden sind.

Frau K.: Na, durch unsere finanzielle Situation. (...)

Die Frage des Interviewers eröffnet Frau K. die Option, inhaltlich zunächst eher unverbindlich und unpersönlich zu bleiben, einen distanzierteren Bericht zum Bekanntwerden mit den Tafeln zu liefern und sich gewissermaßen über Umwege, zum Beispiel über Dritte, dem Interviewthema, also der eigenen Tafelnutzung zu nähern. All dies macht sie aber nicht, sondern Frau K. geht direkt, ohne Umschweife auf das Thema zu, zeigt einen aktiven Problemzugang. Dabei bleibt sie allerdings tatsächlich distanziert, insofern sie noch gar nicht von Problemen spricht, sondern sehr versachlicht und abstrakt von »*finanzieller Situation*«. So kommen bereits zu Beginn zwei Aspekte zum Tragen: ein sachlicher, aktiver Umgang mit Problemen wie auch die Vermeidung konkreter persönlich-emotionaler Bezugnahme darauf (z.B. ›wir hatten Geldsorgen‹ o.ä.). Anders

5 Frau K. lebt mit ihrem Lebenspartner und drei Kindern in einer sächsischen Stadt mittlerer Größe. Das Interview mit ihr wurde 2009 geführt; alle persönlichen Angaben wurden anonymisiert. Es wurde um der Lesbarkeit und teilweise auch um der Anonymität willen moderat der Schriftsprache angepasst.

formuliert: Sie benennt zuerst die »*finanzielle Situation*« als Grund, aber noch nicht die konkreten Gründe und Bezüge der »*finanziellen Situation*«. Üblicherweise ist es das persönlich Unangenehme – erst recht in einer Situation gegenüber dem unvertrauten Interviewer –, das emotional auf Abstand gehalten wird. So zeichnet sich zu Beginn, so lässt sich hier noch hypothetisch formulieren, ein aktiv-pragmatischer Zugang zu den Tafeln ab: Frau K. nimmt die Sache (für »*uns*«) in die Hand. Verhält es sich so, dann werden die Tafeln potenziell pragmatisch als Hilfeoption, als zusätzliche Möglichkeit in einer persönlich schwierigen Situation betrachtet, die aber auch nicht über diese Situation hinaus genutzt werden wird. Die Tafeln bieten dann offensichtlich Vorteile, die in Anspruch genommen werden können; dass sie es werden resultiert aber aus einer Situation erlebter unangenehmer Notwendigkeit heraus.

...) Wir haben ja drei Kinder. (I: ja) Hm. Und ist ja so bei dem Arbeitslosengeld, man kommt vorne und hinten nicht hin. (...)

Die »*finanzielle Situation*« wird nun nach Ausgabe- und Einnahmeseite hin erläutert: »*Kinder*« kosten Geld, das aber als »*Arbeitslosengeld*« nicht ausreichend zur Verfügung steht. Der abstrakte erste Zugang wird im Sinne alltagsweltlicher Probleme konkretisiert, die am Anfang der Tafelnutzung stehen. Freilich gehen nicht alle, die mit »*drei Kindern*« leben und arbeitslos sind, zur Tafel. Das »*Arbeitslosengeld*« tritt bei Frau K. als allgemeingültiger Sachzwang auf: es »*ist so*«, dass »*man*« mit »*dem*« Geld nicht auskommen kann. Das »*finanzielle*« Problem ist die Versorgung der »*Kinder*«, die Ursache liegt in der Höhe des »*Arbeitslosengeldes*«, worauf »*man*« keinen Einfluss nehmen kann.

...) Entweder man kann nur Essen kaufen und kann den Kindern keine Bekleidung kaufen (I: hm), weil's eben nicht reicht. Oder, und da sind wir dann auf die Idee gekommen und sind eben zur Tafel gegangen. (I: hm) (...)

Die Handlungsspielräume liegen an anderer Stelle, worin sich der pragmatische Zugang ausdrückt. Im Rahmen der von Frau K. gesehenen objektiven Möglichkeiten (»*man*«) kalkuliert sie: »*entweder*« muss am »*Essen oder*« an der »*Kinderbekleidung*« gespart werden. Es ist dann die eigene »*Idee*«, die »*Tafeln*« als Option auszuwählen und sich aktiv zu erschließen (»*zur Tafel gegangen*«). Wenn sich durch Tafelnutzung beim »*Essen*« sparen lässt, dann bleibt mehr für »*Kleidung*«, so dass beides möglich ist. Damit ist also eine pragmatische Lösung gefunden, womit zugleich deutlich wird, dass es sich nicht um ein »*Hungerproblem*« handelt. Armut im Sinne äußerst knapp bemessener Ressourcen ja, aber von

Ernährungsarmut zu sprechen würde das Problem unzulässig verkürzen (vgl. Kapitel I 3). Würden die Tafeln beispielsweise primär Kleidung anbieten, wäre dies die Möglichkeit zu sparen und mehr für Essen auszugeben.⁶ Dass die Tafeln Lebensmittel ausgeben liegt zunächst an der Möglichkeit, diese einsammeln und anbieten zu können, aber, wie in diesem Fall zu sehen, nicht an einem als solchem notwendigen Lebensmittelbedarf. Die Tafelnutzung ermöglicht Frau K. Kalkulationen innerhalb ihres sehr engen Haushaltsbudget-Rahmens.

...) Ne, und das geht so eigentlich ganz gut. Also wir, mir reicht's, wenn wir einmal in der Woche gehen. Es gibt aber auch Leute, die gehen dann wirklich mehrfach die Woche und schmeißen lieber die Hälfte weg, wenn sie zu Hause sind. Also man kriegt soviel, dass es eigentlich über ne ganze Woche reicht, wenn man einmal geht. (I: ja) Ja.

Diese kalkulierte Lösung geht auch auf. Dabei könnte es Frau K. – pragmatischer Weise – belassen.⁷ Es werden jetzt aber noch Angemessenheitskriterien verhandelt, in welchem Umfang die Tafeln in Anspruch genommen werden beziehungsweise werden dürfen. »*Einmal in der Woche*« entlastet dann entsprechend finanziell so weit, dass genügend für Kleidung bleibt. Was zunächst für sie selbst ausreichend ist (»*wir/mir*«) wird dann als allgemeingültiges Kriterium behauptet (»*man kriegt soviel/wenn man*«). Damit setzen Rechtfertigungen ein, die über eine pragmatisch kalkulierte Lösung hinaus weisen. Hier macht sich geltend, dass es kein ›neutrales‹, isoliertes Kalkül gibt, sondern dass, wie eingangs bemerkt, eine unangenehme Situation zu bewältigen ist. Selbst wenn das Kalkül individuell aufgeht, bleibt es nach ›außen‹ erklärungs- und rechtfertigungsbedürftig. Das Problem erwächst also nicht allein aus der individuellen

6 Diese Kalkulation wurde von Frau K. selbst so aufgestellt. Dabei ist sicher zu berücksichtigen, dass eine eins zu eins Kalkulation aufgrund der Verschiedenartigkeit der Bedarfsgüter nicht immer möglich wäre. Martens (2010: 125) macht darauf aufmerksam, dass der ›Vorzug‹ von Lebensmitteln darin besteht, dass sie permanent benötigt und so auch kontinuierlich daran gespart werden kann.

7 Im Sinne eines solchen Alltagspragmatismus ist auch nicht wirklich von Interesse, woher die Lebensmittel letztlich stammen und wer sie warum verteilt; wichtig ist, dass es reicht, wie ein späterer Interviewauszug zeigt: »*Na, ich nehm mal an, das sind ehrenamtliche Mitarbeiter, also so wie wir's gehört haben. Ich, dadurch, dass ich groß nicht mit denen zu tun hab, ich mein, und hier sind ja einige Großeinrichtungen, also Verkaufsstätten, die dann eben spenden. Also so kann ich, weiß ich da drüber weiter nichts. (I: ja) Und, aber es fällt immer so viel an, dass man wirklich genug hat. Das muss ich immer wieder sagen.*«

Situation, sondern aus von außen kommend wahrgenommenen Anforderungen, die individuelle Problemlösung noch zu legitimieren.⁸

Bewältigt wird dies einmal, indem das eigene Handeln als nach allgemeingültigen (sachlich abstrahierten) Maßstäben legitimierbares präsentiert wird: »man« nimmt nur »soviel«, dass es nach objektiv prüfbareren Kriterien »reicht«. Zum anderen und ihre eigene Legitimität verstärkend grenzt sich Frau K. von anderen »Leuten« ab, deren Handeln sich nicht legitimieren lasse. Frau K. handelt so, wie allgemeingültig richtigerweise zu handeln ist, im Gegensatz zu anderen, die sich illegitim verhalten, weil sie mehr als angemessen nehmen und verantwortungslos damit umgehen (»wegschmeißen«).

Tatsächlich haben soziale Hilfebeziehungen strukturell das Problem der Asymmetrie, was Fragen reziproker Anerkennung aufwirft. In diesem Sinne ist es plausibel, dass Frau K. gewissermaßen einen eigenen Beitrag leisten will und Reziprozität dadurch zu erreichen sucht, dass sie Hilfen nur ausnahmsweise und nach Angemessenheitskriterien verantwortungsvoll in Anspruch nimmt. Die Behauptung von Allgemeingültigkeit und die daran orientierte Abgrenzung von anderen gehen freilich darüber hinaus und auf Kosten anderer. Der Rechtfertigungsdruck wird in eine Konkurrenz darum überführt, wer der letztgültigen Autorität allgemeinverbindlicher Maßgaben entspricht und wer nicht.

1.2 Auf- und Abwertungen: Zur Selbstachtung auf Kosten anderer

In Bezug auf die Arbeit der Tafeln soll mit dem Typus der *kalkulierten Tafelnutzung* geprüft werden, inwieweit die Rede von den Tafel-Kunden bei den Tafeln angemessen ist und die damit verbundenen Ansprüche einzulösen sind. Da dies an einem Fall exemplarisch diskutiert wird, sind auch Besonderheiten der Fall-

8 Ein Verweis auf Simmels (1992) Verständnis von Armut ist hier geeignet. Simmel hebt als *soziologische* Bestimmung von Armut deren sozial-relationale Konstitution hervor: arm ist, wer unterstützt wird beziehungsweise nach allgemeinem Verständnis unterstützt werden könnte und sollte. Wer unterstützt wird, begibt sich in Rechtfertigungszwänge und versteht sich, wie im vorliegenden Fall zu sehen, selbst als jemand, der/die sich in einer rechtfertigungsbedürftigen Situation befindet. Gleichwohl machen die Ausführungen deutlich, dass das nicht das einzige Problem ist und Armut sich nicht in dieser Relation erschöpft (was Simmel nicht behauptet), sondern dass außerdem alltagsweltliche Probleme mit ungenügender Ressourcenausstattung bestehen. Im folgenden Fall wird zu sehen sein, wie die Vorstellung von einer Anspruchsbe- rechtigung von Rechtfertigungszwängen entlastet.

struktur zu berücksichtigen. So ist es, wie bereits erwähnt, keineswegs zwingend, den kalkulierten Zugang mit der Abwertung anderer zu verknüpfen, in diesem Fall ist es aber so. Überdies ist es nicht ungewöhnlich, dass sich Menschen nach ›unten‹ abgrenzen, also auf andere verweisen, denen es noch schlechter geht und zu denen man sich nicht zählt. Das muss nicht zwangsläufig negativ konnotiert sein, kann aber.⁹ Solche Abwertungen sind auch im Kontext der Tafeln durchaus häufiger anzutreffen, weshalb diesem Aspekt in einem eigenen Abschnitt nachgegangen werden soll.

Im weiteren Verlauf des Interviews kommen diese Abwertungen immer stärker zum Vorschein und beziehen sich nicht mehr einfach auf »Leute«, sondern auf osteuropäische Migranten, von Frau K. überwiegend als »Wolgadeutsche« bezeichnet. Die Abwertungen bedienen sich also im Wesentlichen ethnizierender und nationalistischer Koordinaten.

I: Was bringt Ihnen denn dann die Tafel?

K: Also reichlich Ersparnis in dem Finanziellen, also ich brauch' wirklich nicht so viel zu kaufen. Es gibt auch ausreichend Obst und Gemüse. Also man kann nicht sagen, dass man verhungert. (I: ja) Und es gibt eben aber immer unsere lieben Wolgadeutschen, die dann eben der Meinung sind, sie müssen da jeden Tag hingehen. [lachend] (I: ja) Ja, und dann auch mal schnell drängeln. Weil musst ja vorher dich anstellen, musst kommen, musst Marke ziehen dann. (I: ja) Und das ist eben das Schlechte. Also da müssten sie bisschen System reinbringen. Also auch ›n bisschen Auge drauf haben, dass die Wolgadeutschen nicht jeden Tag hingehen, auch wenn man das jeden Tag in Anspruch nehmen kann. Man braucht's nicht jeden Tag. (I: ja) Das ist eben das, was uns wirklich ärgert.

Die oben bereits gesehene Struktur wiederholt sich hier: Einerseits geht das Kalkül auf und Frau K. hat damit eine pragmatische, wenn auch vorläufige Lösung für ihre alltagsweltlichen »finanziellen« Probleme gefunden. Andererseits belässt sie es doch nicht dabei, sondern problematisiert darüber hinaus das Verhalten anderer. Bemerkenswert ist daran, wie verschiedene Probleme hier untrennbar ineinander geschoben werden. Wenn sie sagt: »und das ist eben das Schlechte«, dann lässt sich dies nicht eindeutig zuordnen. Ist damit das »jeden Tag hingehen« und das »drängeln« gemeint oder das »sich anstellen und Marke

9 Der Vollständigkeit halber sei festgehalten, dass weder ein notwendiger Zusammenhang zwischen Armut und Abwertung anderer besteht, noch behauptet werden kann, dass die sozioökonomische Besserstellung automatisch vor Abwertung bewahrt. Zuletzt nahmen solche Abwertungen sogar vor allem bei den Gutsituierten zu (Heitmeyer 2010: 20ff.; vgl. Kapitel I 1).

ziehen müssen«? Hier fließt eine Kritik am »System« der Tafeln mit einer Kritik an unangemessenem Verhalten zusammen, wobei dieses Verhalten nach ethnischen Kriterien eindeutig zugeordnet wird. Während jedoch die Kritik an der Tafel unterschwellig bleibt, trifft sie umstandslos die Migranten, und das erste verstärkt das zweite: Gegenüber dem Tafel-»System« wird schließlich vor allem dahingehend Kritik angedeutet, dass es die »Wolgadeutschen« nicht genügend kontrolliere.

I: Ja. Ist schon mal vorgekommen, dass Sie da nichts bekommen haben oder zu wenig bekommen?

K: Nee, das ist noch nicht vorgekommen. (I: ja) Also es ist wirklich immer reichlich gewesen. Und ist eben nur das wirklich Ärgerliche, wenn man da, mein Lebensgefährte geht meistens, und wenn wir uns dann schon so um elf dann hinstellen, sind ja schon viele Wolgadeutsche da. (I: ja) Und die drängeln sich dann auch noch vor, wenn's dadrum geht, die machen da «ne Schüssel, da sind Zahlen drin, und dann muss' de immer so «ne Marke ziehen. Und da drängeln sie sich noch vor, dass sie ja «ne Zahl kriegen, dass sie ja am Anfang kommen. Und dann lassen sie sich «ne fadenscheinige Begründung einfallen, um irgendwie eher dran zu kommen. (I: ja) Also das ist das Schlimme. Aber so, also man kriegt wirklich immer reichlich. (I: ja) Und man kommt auch immer dran. Also sie machen immer nur soviel, wie sie ausgeben können, also die tun auch nur so die Wartemarker rein. (I: ja) Ja.

Bestätigt wird von Frau K., dass auch unter Konkurrenz Gesichtspunkten ihr Kalkül aufgeht: sie bekommt genug, sogar »immer reichlich«. Dennoch setzt die Abgrenzung und Abwertung ein. Konkurrenz kann letztlich nur fiktiv behauptet werden, wie sie zu einem späteren Zeitpunkt im Interview sagt: »Es gibt wirklich genug, die's noch nicht in Anspruch nehmen, die's aber eigentlich brauchen könnten«. Frau K. präsentiert sich damit zugleich als jemand, der auch noch an andere denkt und das Gemeinwohl im Sinn hat. Die Solidarität sortiert sich allerdings entlang ethnisierend gezogener Grenzen, wie ein hier vorgezogener Interviewabschnitt zeigt.

I: (...) Also wie ist, wie ist so das Verhältnis untereinander von den Leuten, die dann dahin kommen? (...)

K: Hm. Also, na ja, dass eben die Ausländer da für sich sind und die Deutschen, die stehen auch mal zusammen und reden auch mal zusammen. (I: ja) Und da versucht einer dem anderen zu helfen. Wir haben dann auch schon Leuten empfohlen [zur Tafel zu gehen; S.L.], so Älteren, Älteren, die dann eben da das in Anspruch nehmen, weil sie doch mal

dann dastehen: Ach, und kein Geld (I: hm), und der Monat ist noch gar nicht rum, und wir haben schon kein Geld.

In einem längeren Interviewabschnitt geht es nun vor allem um die Abläufe bei der Lebensmittelausgabe, die Verteilung der »Marken«, um die Dauer des »Anstehens« und »Wartens« – erst für die Marken, dann um die Lebensmittel zu erhalten –, um das Anstehen draußen, mit einer bescheidenen Möglichkeit, sich für »50 Cent mal nen Kaffee« zu holen oder sich bei Kälte mal »aufzuwärmen«. Schließlich wird wieder unangemessenes Verhalten thematisiert, worauf der Interviewer nachfragt:

I: (...) Und wie viel, würden Sie sagen, also sind das viele, die dann so drängeln und irgendwie äh...?

K: Na, nur die Wolgadeutschen. (I: ja) Also die anderen, die gehen. Aber die Wolgadeutschen, die sind eben unter aller Sau, auf Deutsch gesagt. (I: ja) Die sind wirklich, die nehmen sich da Dinge raus, das ist nicht mehr schön. (I: ja) Also letztens haben sie da auch wohl nen älteren Herr geschubst. Das hat mir dann mein Lebensgefährte erzählt. Und da mussten sie da erstmal 'n bisschen, also da haben dann die anderen Leute bisschen geschimpft. (I: ja) Weil es kann nicht sein, dass die älteren Leute noch, die noch weniger haben, dann da noch geschubst werden, nur damit die Wolgadeutschen nachher jeden Tag sich da hier Riesenmengen abholen. (I: ja) Und ich meine, entschuldigt hat sich da keiner. Und die Mitarbeiter haben's in dem Moment nicht gesehen, weil's vor der Tür war, und konnten auch nichts machen. (I: ja) Und mussten sie's auf sich beruhen lassen.

I: Ja. Und das sind dann auch die, wo Sie sagen, die dann irgendwie mehr einpacken, oder sind das auch mal andere? Weil Sie sagten ja, das macht...

K: Nee, das sind die Wolgadeutschen. Also, na... (I: hm) Also das sind ja die, die extrem einpacken und dann wirklich auch jeden Tag da unten stehen, obwohl sie die Hälfte irgendwo entsorgen. (I: hm) Und das find ich so nicht in Ordnung. Weil es gibt dann wirklich Familien, die das noch in Anspruch nehmen können.

Die direkte Nachfrage des Interviewers nutzt Frau K., um noch einmal vehement ihren Unmut zu äußern. Sehr deutlich werden daran die Über- und Unterordnungen sichtbar. Während sich die »Wolgadeutschen« wie Kinder verhalten (»schubsen«), sind die »anderen« (Deutschen) in der Rolle der Erwachsenen (regelbewusst, vernünftig), die dann »schimpfen mussten«. Die übergeordnete Autorität sind freilich die Tafel-»Mitarbeiter«, die in letzter Instanz eingreifen könnten.

Die folgenden Interviewabschnitte veranschaulichen noch einmal, wie das Unangenehme an den Tafeln (»Überwindung«, »Überprüfung«) mit der Kom-

munikation von Abwertung anderer verbunden wird und wie so das Problematische der Situation an die »Ausländer« delegiert wird. Üblicherweise ist die Anerkennung durch die Tafel-Autorität unproblematisch, weil sich die Tafelnutzenden durch die »Überprüfung« als Legitimierte ausweisen können. Probleme sind »nur« bei »Ausländern« zu erwarten. Und schließlich ist auch das Verhältnis zu den Tafel-Mitarbeitern sehr gut, nur nicht zu den »Ausländern«.

I: Hm. War das unproblematisch, da so 'n Pass [für die Tafelnutzung, S.L.] zu bekommen?

K: Na, man musste mit'm Arbeitslosenbescheid hin. Also man muss, für viele ist das ja schon ne Überwindung, da überhaupt hinzugehen. (I: ja) Man, also man nimmt nur seinen Arbeitslosenbescheid und geht dahin. Und die überprüfen, ob das wirklich notwendig ist. Ist ja im größten Fall notwendig. Also sie passen jetzt nur zurzeit bei den Ausländern auf. Weil die wohl irgendwie noch extra bekommen, wissen wir nicht. Und dass eben da das nicht überhand nimmt, weil sich da eben viele Leute jetzt beschwert haben, dass die eben so (I: hm) bisschen daneben sich benehmen, als wären die der Chef hier und kein anderer. (I: ja) Ja, aber so, das ging ohne weiteres, dann so nen Pass zu kriegen. (I: ja) Sie überprüfen schon, ob's bedürftig ist. Und wenn ja, dann kriegste auch so nen Tafelausweis. (I: ja) Ja.

I: (...) Also Ihre Erfahrungen [mit den Tafel-Mitarbeitern] sind jetzt positiv. Haben Sie irgendwie gehört, dass andere Leute da eher negative Erfahrungen gemacht haben?

K: Nee, eigentlich nicht. Nur jeden, den man hört, der regt sich eben auf über die Ausländer, dass die eben immer denken, es ist nur für sie und (I: ja) andere haben keinen Anspruch drauf. Also das hört man viel, dass die da schimpfen. Und, aber so persönlich (I: hm) hab ich noch keinen gehört, der sich da beschwert hat. (...)

Eine Lösung der Probleme bietet dann vordergründig nur das Eingreifen der Tafel-Mitarbeiter zugunsten der »Deutschen«:

...) I: Wie gehen die von der Tafel damit um?

K: Na ja, im Großen und Ganzen, die sagen: Wir können auch nichts ändern, weil was draußen passiert sehen wir nicht gleich. Weil das (I: hm), die müssen ja immer vor dem Haus dann warten. Und, aber sie wollten nach ner Lösung suchen. Wir hoffen ja, dass sie's irgendwann mal schaffen, da irgendwie ne Lösung reinzubringen. Dass sie eben machen, zweimal in der Woche [2] gemischt und einmal nur die Deutschen oder so. Oder dass da irgend ne Lösung gefunden wird. (I: hm) [2] Weil so kann's nicht, auf die Dauer, das ist nichts.

Unter pragmatischen Gesichtspunkten geht also Frau K.s Kalkül auf, und sie erreicht durch die Tafelnutzung eine finanzielle Entlastung des Haushaltsbudgets. Die ethnisierend abwertenden Äußerungen stehen damit, so ließ sich feststellen, in keinem notwendigen Zusammenhang. Eine bloß verbesserte finanzielle Situation wird deshalb auch nichts Grundlegendes an ihren abwertenden Vorstellungen ändern. Umgekehrt ist aber zu sehen, dass zusätzlicher Rechtfertigungsdruck (z.B. durch öffentliche Diskurse des ›Hilfemissbrauchs‹) die ethnisierende ›Delegierung‹ des Problems verstärken wird. Wo sich Frau K. unter Rechtfertigungszwang sieht, grenzt sie sich abwertend ab. Dies ist gewissermaßen ihre Ressource,¹⁰ sich selbst als legitim Handelnde und Hilfe Annehmende zu präsentieren. Politisch heißt das unter anderem, dass öffentliche Diskurse, die Hilfeempfänger stigmatisieren und unter pauschalen Verdacht stellen (faul, betrügend etc.), damit auch solche ›Delegierungen‹ befördern.

So werden die Probleme nach ›unten‹ (Migranten) delegiert, die Verantwortung und Entscheidungsautorität nach ›oben‹ (Tafelmitarbeiter). Strukturell befördert wird dies dadurch, dass Frau K. tatsächlich nur die Chance hat entweder zur Tafel zu gehen oder nicht, aber dort keine Rechtsansprüche geltend machen, nichts einfordern oder einklagen kann. Will sie die Tafelangebote nutzen, dann ist sie auf die Freundlichkeit und das Entgegenkommen der engagierten Aktivist:innen angewiesen. Sie steht deshalb in dieser asymmetrischen Konstellation in relativer Abhängigkeit zur Tafel. Das erschwert zumindest die explizite Äußerung von Kritik und Unmut dieser gegenüber.

1.3 Die Bedeutung des Kunden-Status

Wie gesehen, weiß Frau K. die ihr durch die Tafel eröffneten Möglichkeiten zu schätzen; sie findet die Tafel deshalb »*schon 'ne sehr gute Idee*«. Auf die Frage danach, was »*Besserungen*« sein könnten, stellt sie sich auch nicht zuerst verbesserte Tafeln vor, sondern denkt zuerst an eine andere Sozialpolitik beziehungs-

10 Im Sinne einer »flexiblen symbolischen Ressource« (Scherschel 2006). Greift man noch einmal auf Offes (1996) analytische Unterscheidungen zwischen Gewinnern, Verlierern und ›Überflüssigen‹ zurück, sieht man hier ein Beispiel dafür, inwiefern die Frage praktisch uneindeutig und umkämpft ist, ob »Personen und Gruppen (...) ›noch‹ zu den Verlierern gehören oder ›schon‹ zu den Parias« (ebd.: 282). Sieht sich also Frau K. bislang lediglich »in der Gefahr (...) definitiv deklassiert zu werden« (ebd.) oder ist sie es bereits? Offensichtlich hängt das von der situativen Relationierung ab: In der Abgrenzung ›nach unten‹ versucht sie sich noch eine Zugehörigkeit zu sichern, die ihr in anderen Hinsichten bereits abhanden gekommen ist.

weise eine stärker staatlich organisierte und garantierte Hilfe. Im folgenden Zitat wird die Ausgrenzungserfahrung in Form des Verlusts des Kunden-Status besonders deutlich, aber zugleich auch, dass die Konstruktion des ›Tafel-Kunden‹ durch die Tafeln nicht tragen kann.

I: Können Sie sich Besserungen vorstellen, was irgendwie vielleicht besser wäre?

K: Na, wenn der Staat wieder mal irgendwie in der Hinsicht mal sich was einfallen lassen würde. (I: ja) Also da war's ja früher noch besser, wo's Sozialamt gab und man hat Sozialhilfe bekommen. (I: hm) Dann konnte man auch mal sagen: Ich kann mal schnell ein Bett kaufen. Dann hat man das Geld gekriegt. Jetzt rennt man ja ewig rum. (I: hm) Und wenn ich an der Tafel einkaufe, dort, na ja, in dem Möbelkaufhaus ist das ja meist noch teurer, als wenn ich zu [Name Möbeldiscounter] fahre oder [Name weiteren Möbeldiscounters] sonst wohin und kriege das für die Hälfte vom Preis. Und das zehnte Mal [?] kriegen die das dahinten geschenkt und machen sich dann noch 'n Reibach draus. Das ist das Schlimme. (I: hm) Also da wär's wirklich praktisch, wenn's noch so was gäbe wie Sozialamt, wo man dann Bekleidungsgeld für die Kinder gekriegt hat und einmal im Jahr Möbelgeld, falls irgendwas war. (I: hm) Und nicht wie jetzt, bei jedem Tod und Teufel erstmal monatelang rennt und zum Schluss sagen: Ihnen steht noch nicht mal 'n zinsloses Darlehen zu. Machen wir nicht. Dann sparen sie sich das Geld ab. (I: hm) Und wo soll man'n denn noch absparen? (I: ja) Das ist ja das Schlimme, ne. Also müsste wirklich der Staat mal wieder was für die Leute tun. (I: hm) Hm.

Das Beispiel des Bettes wurde im Interview bereits zuvor eingeführt, dass nämlich mal ein Bett der Kinder kaputt gehen könne, was ein größeres finanzielles Problem darstellt. Die Frage ist dann, wie sich dieses Problem bei knappen Ressourcen lösen lässt. Nach Frau K.s Erfahrung besser in Form der vormals gezahlten »Sozialhilfe« als auf Basis des Arbeitslosengeldes II (ALG II, Hartz IV)¹¹ – die »Sozialhilfe« hatte also in ihrer Erfahrung den Kunden-Status weniger beschädigt als die neueren Leistungen, aber auch, das ist hier entscheidend, als die wohlthätige Tafelarbeit. Sich »mal schnell ein Bett kaufen« zu können und dafür über das notwendige »Geld« zu verfügen ist das, was Frau K. gern würde, aber

11 Dass sie mit dieser Erfahrung nicht allein steht, sondern damit verbreitetere Probleme angesprochen sind, zeigen die Ergebnisse von Hirsland/Lobato (2010: 34): »Dennoch stellt sich grundsätzlich auch die Frage, ob mehr Flexibilität, wie sie im alten Sozialhilferecht bis vor wenigen Jahren gegeben war, nicht zu bedarfsgerechteren Lösungen führen würde«. Bestätigung erfährt das durch die Erkenntnis von Leisering (2008: 122): »Sozialhilfe ist also wirksam, und dies war bereits vor dem Einsetzen ›aktivierender‹ Politik in den 1990er Jahren der Fall«.

nicht kann. Darin drückt sich der beschädigte Kunden-Status aus. Denn Marktintegration würde genau das bedeuten, den eigenen Bedarf als Konsumentin »schnell« befriedigen zu können, das heißt *bei Bedarf* einfach in ein entsprechendes Geschäft zu gehen und zu »kaufen«, also mit »Geld« zu bezahlen. Dabei geht es hier nicht um besondere Anschaffungen oder Wünsche, sondern um sehr Basales. Denn ein »Bett« kann als elementarer gesellschaftlicher Standard betrachtet werden: üblicherweise schlafen Menschen hierzulande in »Betten« und verbringen darin somit etwa ein Drittel des Tages, Kinder tendenziell sogar mehr. Dass Frau K. »Möbel-discounter« benennt besagt weiter, dass die Befriedigung dieses Bedarfs an einem »Bett« auf niedrigstem Kostenniveau angestrebt wird. Auch der billigste »Kauf« wäre immer noch eigenständiger »Kauf«, das heißt die erfüllte Teilhabemöglichkeit am Markt als Konsumentin.

Der Verlust dieses Konsumentinnen-Status entlässt Frau K. nicht einfach in passive Armut, sondern fordert von ihr zusätzliche Anstrengungen – zusätzlich deshalb, weil sie zur Bedarfsbefriedigung notwendig sind, sie aber keineswegs näher an eine autonome Kundenposition bringen. – Was also in der neueren Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik immer wieder an »Aktivierung« gefordert wird, führt im Hinblick auf die Wiedererlangung eines Erwerbsstatus vielmehr zu einem anstrengenden und aufwendigen Leerlauf, der von Bemühungen um Erwerbsarbeit nur abhält. Das ist als durchaus typische Konsequenz dieser Politik beobachtet worden (vgl. Hirsland/Lobato 2010). – »Ewig/monatelang rumrennen« zu müssen heißt, nicht einmal den elementaren Bedarf dann befriedigen zu können, wenn er ansteht. Sie bezieht das zum einen auf die Behörden der Arbeitslosigkeitsverwaltung, die sich im Gegensatz zum »Sozialamt« für nicht zuständig erachten und Frau K. keine praktikable Alternative bieten, z.B. ein »Darlehen«, das als Verfügungsmöglichkeit über Geld ebenfalls den Kundenstatus verbessern würde. Stattdessen wird sie nur auf ihre Eigenverantwortlichkeit verwiesen (»sparen«).¹² Das erstgenannte »rumrennen« lässt sich aber ebenso auf die »Tafel« beziehungsweise das »Möbelkaufhaus« beziehen. Von Frau K. wird beides in eins gesetzt, da die lokale Tafel auch Second-Hand-Waren, z.B. Möbel, anbietet. Ohne dass das hier ausgeführt wird, lässt sich annehmen, dass es darum geht, dass im Second-Hand-Bereich nicht immer ein Vollsortiment verfügbar ist, wie üblicherweise im »Discounter«. Die akute Bedarfsbefriedigung und der Kunden-Status scheitern nicht allein am »Geld«, sondern auch am

12 Das Arbeitsamt, das bei Frau K. weder Agentur heißt noch von den ARGEn unterschieden wird, hat im Gegensatz zum Sozialamt keinen weiter gehenden sozialen Auftrag. Für Frau K. heißt das: »Und das Arbeitsamt, das stellt dann auf stur. Das hat eben seinen Satz und gut, alles andere geht's nichts an«.

Angebot. Gegebenenfalls muss man eben »ewig rum rennen«, bis Second-Hand ein entsprechendes, vielleicht noch für Kinder taugliches »Bett« verfügbar ist – und vielleicht warten auch noch andere auf diese Gelegenheit.¹³

Ohnehin ist es aus Sicht Frau K.s unangemessen, dass die »Tafeln« als »Möbelkaufhaus« die Waren zwar »geschenkt« bekommen, sie dann aber – überteuert – verkaufen (»sich dann noch 'n Reibach draus machen«).¹⁴ Dies stellt die gängige Tafelpraxis in Frage, ihre ›Kunden‹ an den Kosten zu beteiligen, wenn auch nur zu einem symbolischen Preis. Die Idee dabei ist, dass die Kostenbeteiligung eher die Möglichkeit eines ›würdigen‹ Umgangs biete, weil die ›Kunden‹ dann selbst etwas beitragen, also nicht nur Empfangende und Bittsteller seien. Frau K. ist sehr klar, dass sie ihren Konsumentinnen-Status weitestgehend verloren hat, aber die Simulation eines Kundenverhältnisses, indem »Geschenktes« an die Tafelnutzenden weiter verkauft wird, erlebt sie keineswegs als würdigen Umgang. Vielmehr sieht sie sich dadurch nur ein weiteres Mal benachteiligt, nachdem sich bereits die sozialstaatliche Unterstützung als unzureichend erwies. – Auch Molling (2009) berichtet nur von einer ihrer zwanzig befragten Tafelnutzenden, die mit der symbolischen Zahlung eine Legitimität ihres Gang zur Tafel verbinde und deshalb »nicht das Gefühl habe zu betteln« (ebd.: 191).

So zeigt sich, dass die Tafeln mit ihrer Rede von den ›Kunden‹ insofern richtig liegen, als sie mit ›Kunde‹ als Anerkennungs-begriff auf ein ganz zentrales Problem Bezug nehmen. Allerdings können sie den beschädigten Konsumenten-Status mit ihrer Arbeit gerade nicht ersetzen, sondern lediglich simulieren. Bei den Tafeln selbst können die Nutzenden keine ›Kunden‹ sein. Hier kann die vermeintliche Anerkennung als ›Kunde‹ leicht zum Gegenteil, zu zusätzlicher Demütigung führen. Die Tafeln können den Kunden-Status nur begrenzt und indirekt unterstützen, insofern sie das eingangs dargestellte Kalkül ermöglichen,

13 Bei meinem eigenen Besuch dort, im Rahmen der empirischen Erhebung, gab es aktuell beispielsweise kein Bett.

14 Dass die Second-Hand-Waren dort teurer als im Discounter wären, wie Frau K. angibt, lässt sich als Regel kaum bestätigen, doch könnten besonders hochwertige Second-Hand-Möbel tatsächlich teurer sein könnten als Sonderangebote im Discounter. Hier geht es eher darum, die erlebte Benachteiligung besonders drastisch zu artikulieren und die Untauglichkeit eines Marktersatzes durch die Tafel zu betonen. Vergleiche werden ebenso im Lebensmittelbereich gezogen und gegebenenfalls wird das vom Discounter reduzierte Angebot vor dem Wochenende dem als schlechter wahrgenommenen Lebensmittelangebot der Tafel vorgezogen. Letzteren Hinweis verdanke ich Karin Scherschel aus einem ihrer Interviews im Rahmen des SFB-Projekts B9 am Institut für Soziologie in Jena.

indem sie also Entlastung in der Haushaltskasse bieten, womit den Nutzenden andere Konsum-Optionen eröffnet werden. So lässt sich wenigstens zum Teil den Konsumstandards und -zwängen gerecht werden:

K: (...) also ich nehm das wirklich in Anspruch, dass ich sparen kann, um den Kindern mal was zu kaufen. Es ist ja, grade bei den Großen (...) Und für die Großen da mal was kaufen kann. Es ist ja auch so, man kann sie heute nicht mehr nur in Aldi-Sachen rumlaufen lassen, da werden sie auf der Straße verdroschen. (I: ja) Ich mein, wenn man so wie meine Mittlere ist, die sich dann auch schnell mal wehrt, dann ist es eben schon mal gut, wenn man irgendwo günstig ne Hose kriegt, die auch nicht aussieht wie billig und die bisschen mit der Mode mitgeht. Und dann, dafür sparen wir eben immer. (I: ja) Das Geld, was wir da nicht brauchen in dem Moment für Lebensmittel ausgeben, das sparen wir dann immer für die Kinder. (I: hm) Ja.

I: Gibt's da sonst noch, äh ansonsten irgendwie besondere Wünsche, die Sie hätten oder wofür Sie jetzt vielleicht sparen würden oder...?

K: Nein, eigentlich nicht. (I: hm) Also wenn wir mal verreisen, dann fahren wir sowieso nur nach [Name der Stadt] zu meinem Bruder. Und das Geld wird eben am Monatsanfang schon genommen, und da wird ne Fahrkarte im Voraus gekauft. Dann sparen wir da auch noch mal. Und wenn, dann fahren wir sowieso nur über's Wochenende. Weil mit unserm Sorgenkind, dann können wir eben nicht so lange und so weit weg. (I: ja) Also mir wär's, das einzige, was mir wichtig ist, dass der wieder auf die Beine richtig kommt, der Kleine. (I: ja) Und sonst sind wir eigentlich glücklich. (I: hm) Genau.

»Modische« Kleidungsanforderungen müssen erfüllt werden können, um unter anderem den Kindern Ausgrenzungserfahrungen so weit als möglich zu ersparen. Gerade weil das »Glück« in hohem Maße am Wohl der Kinder hängt, werden die Ressourcen gezielt eingesetzt und Sparstrategien entwickelt. Dafür bietet die Tafelnutzung eine Möglichkeit. Erst recht, weil an dieser Stelle nicht wie beim Bett einfach auf die »billigste« Option zurückgegriffen werden kann. Mit der nach »außen« getragenen Kleidung müssen sich die Kinder dem sozialen Vergleich aussetzen, der seine eigenen Standards fordert. So lässt sich immer noch versuchen, diese Anforderungen »günstig« einzulösen, aber das liegt eben viel weniger in der eigenen Entscheidungsgewalt als ein Bett, das dem Vergleich nicht ausgesetzt ist. Zwar verschafft also die Einsparung durch Nutzung der Tafeln einen kleinen finanziellen Spielraum, der aber deshalb noch lange keine Wahlfreiheit verschafft, sondern günstigenfalls dazu verhilft, gerade Anschluss an den ein oder anderen Konsumstandard zu schaffen.

1.4 Die Arbeitsoption

Im vorigen Abschnitt reagierte Frau K. im Kontext ihrer Tafelerfahrungen auf die Frage nach Verbesserungen mit der Forderung nach sozialstaatlicher Unterstützung. Im Vergleich zur Tafel wäre dies die wünschenswertere Option. Offen bleibt dabei die Frage, inwiefern eigene Erwerbsarbeit als Option in Betracht kommt, die Lebenssituation zu verbessern. Dieser Frage ist auch deshalb Aufmerksamkeit zu widmen, weil die Ausgrenzungsforschung sich vor allem auf die Erwerbsarbeit beziehungsweise deren Verlust konzentriert. Dass im vorausgehenden Abschnitt die sonst vernachlässigte Bedeutung des Konsumenten-Status herausgearbeitet wurde, soll nicht heißen, dass der Bezug zur Erwerbsarbeit deshalb unbedeutend wäre.

Vor dem Hintergrund des rekonstruierten aktiven Problemzugangs Frau K.s wären einerseits Initiativen in Richtung einer Arbeitsoption zu erwarten. Allerdings ist sie seit etwa dreizehn Jahren arbeitslos, einschließlich einer konsequenzlosen Umschulung. Insofern könnte die Erwerbsarbeit auch zugunsten anderer Optionen, wie etwa der Tafeln, zwischenzeitlich aufgegeben worden sein. Unter pragmatischen Gesichtspunkten wäre es sogar nahe liegend, sich mit der Arbeitslosigkeit abzufinden oder nach möglicherweise realistischeren Alternativen zumindest *auch* Ausschau zu halten. Das Interview macht allerdings deutlich, dass Erwerbsarbeit nach wie vor einen wichtigen Bezugspunkt für Frau K. bildet.

Die für Frau K. relevanten Sachzwänge (im eingangs rekonstruierten Sinne) für den (Nicht-)Zugang zum Arbeitsmarkt, liefern im Wesentlichen ihre Erfahrungen mit der Arbeitsbehörde. Auf diese kann sie nur mit Aufbegehren oder »*Verzweiflung*« reagieren: ihre eigenen Initiativen werden nicht unterstützt, Förderungen nicht angeboten oder aus nicht nachvollziehbaren Gründen unterlassen; trotz permanenter Anforderungen an sie hat das Arbeitsamt seinerseits keine Stellen anzubieten, und es wird ihr nahe gelegt, doch lieber zuhause zu bleiben. Dazu einige Interviewabsätze:

Für den Auszug der volljährigen Tochter war es nötig, »zwei Jahre (zu) kämpfen«, bis es Unterstützung der Behörde gab:

»Und das sind ja solche Sachen, wo ich dann arg am Verzweifeln bin, wo ich mich dann frage, was der Staat überhaupt noch macht. (I: ja) Wenn man auf's Arbeitsamt geht wegen Arbeit, dann wird man ja auch nur verarscht. Mir wurde letztens gesagt, für 'nen Ein-Euro-Job bin ich zu jung. Und meiner Tochter, bevor die die Lehre angefangen hat voriges Jahr im August, dann musste sie Ein-Euro-Job machen. Und da hab' ich gefragt: Wie kann das sein. Und andere Leute, die noch älter sind, die kriegen auch keinen, die sind schon

wieder zu alt. (I: ja) Na, die wissen da unten nicht, da weiß die rechte Hand nicht, was die linke macht.«

I: (...) Haben Sie selber irgendwie ne Arbeitsperspektive auch, oder eher nicht?

K: Nee. Dann hat man gleich zu mir gesagt, dann sollte ich mich [2] als, also so drum kümmern, dass ich ne Umschulung, also direkt in irgendwas umschule bei [Tätigkeitsbezeichnung]. So wie wir's zu DDR-Zeiten gelernt haben, gibt's nicht mehr. (I: hm) Und das sollte ich umschulen. Das müsste ich aber selber bezahlen, das Arbeitsamt bezahlt das nicht mehr. Ich sag: Wie soll ich denn das machen? (I: ja) Ich sag, wenigstens Ein-Euro-Job, ich sag, man verdummt zu Hause total. (I: hm) Ich sage: Ein Ein-Euro-Job, dass ich überhaupt irgendwas zu tun habe. Na wenn's Sie mit Ihren drei Kindern immer noch sagen können, Sie wollen arbeiten gehen, dann können wir das nicht verstehen. (I: ja) Ich sag: Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Ich sage: Ich brauch ne Stunde, da ist mein Haushalt fertig. (I: hm) Ich sage: Und dann versteh ich nicht, wieso ich da jetzt nicht arbeiten gehen darf. (I: hm) Man wird ja, auf Deutsch gesagt, noch bestraft. Und wenn man sich aus der Zeitung was sucht, passt's ihnen das zehnte Mal auch nicht, weil sie dann nen Vermittlergutschein ausfüllen müssen und bezahlen müssen. Und das finden sie auch nicht in Ordnung.

I: Hm. Hatten Sie schon mal irgendwas umschulungsmäßig gemacht, oder?

K: Nach der Wende. (I: ja) Als [Tätigkeitsbezeichnung]. Und da hab ich ja nichts bekommen. Und seitdem sitz ich zu Hause. (I: ja) Ist ja bei mir schon mehr als ne lange Zeit. Also es sind jetzt 13 Jahre, was ich zu Hause bin. (I: ja) Und man verzweifelt nur noch, also wirklich. Es ist ja, man kommt sich auch wirklich vom Staat beziehungsweise vom Arbeitsamt verarscht vor. (I: hm) Man muss da alle Vierteljahre hin und muss sich melden wegen der beruflichen Situation. Nur, geben können sie einem nichts. (I: ja) Und was man sich selber sucht, dürfen, darf man das zehnte Mal nicht annehmen, weil da zu viel vom Arbeitsamt also wegen der Bezahlerei ist. (I: ja) Und das wollen sie nicht, und dann genehmigen sie das nicht.

Dennoch ist die Option Erwerbsarbeit nicht völlig aufgegeben und steht weiterhin für die anstrengenswerte Möglichkeit autonomer Lebensgestaltung. Sie bietet zum einen Sinnstiftung (*»man verdummt zuhause total«*) und ist zum anderen Voraussetzung des Einkommens, das Frau K. in den Konsumenten-Status hebt. Erwerbsarbeit erscheint ihr allerdings aktuell nur vermittelt über den Lebenspartner realistisch und auch das erst in etwa zwei Jahren.

I: Was denken Sie so, wie lange Sie die Tafel irgendwie noch nutzen werden?

K: Also mein Lebensgefährte fängt ja jetzt im Mai ne Umschulung an über die [Behörde]. Ich hoffe, dass wir dann irgendwann die nicht mehr brauchen, damit's jemand anders

nutzen kann, der's wirklich noch braucht. (I: ja) Weil unsere großes Kind zieht ja jetzt auch aus, mit 20 muss sie nicht mehr bei Mutti wohnen. (I: ja) Und dann wollen wir mal sehen, dass wir das dann so wieder in' Griff kriegen. Weil ich find schon, man sollte das in Anspruch nehmen, aber nicht in Anspruch nehmen, wenn man's eben nicht unbedingt braucht. (I: ja) Ja. Und wenn er wirklich nach der Umschulung auch Arbeit kriegt, wie's die [Behörde] verspricht, dann wäre das ja ganz günstig.

I: Hm. Also ist es tatsächlich einfach ne Einkommensfrage?

K: Ja, genau.

K: (...) Und da sind wir ja jetzt guter Hoffnung, dass wirklich das klappt, das mein Lebensgefährte dann 2011 auch irgendwo ne Festanstellung kriegt, dass wir da wieder auf'n grünen Zweig kommen. (I: hm) Dass ich nicht mehr sagen muss, ich muss bei jedem Scheiß da runter [zum Arbeitsamt, S.L.] gehen, auf Deutsch gesagt, und muss da betteln, damit ich auch 'n, überhaupt irgendwas bekomme und dass ich wirklich wieder auf eigenen Beinen stehen kann.

1.5 Fazit

Bei der *Tafelnutzung als kalkulierter Option* steht im Vordergrund, dass die Tafeln Möglichkeiten der Entlastung des Haushaltsbudgets bieten. Wenn nur geringe finanzielle Mittel verfügbar sind, dann bietet es sich an, Lebensmittel von der Tafel zu holen, so zu sparen und folglich Geld für andere Ausgaben verfügbar zu machen.

Die Formulierung dieses Typus macht als zentrales Problem der Tafelnutzenden den weitgehenden Verlust des Konsumenten-Status aus. Dieser steht sicherlich auch in Abhängigkeit vom Zugang zur Erwerbsarbeit, wie im Beispiel gesehen. Es wurden aber auch Differenzierungen sichtbar, die beispielsweise der früheren Sozialhilfe ein höheres Potenzial zur Sicherung des Konsumenten-Status attestierten als es die neueren Regelungen der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik leisten. Gerade weil in den Diskussionen um die ›Überflüssigen‹ oder Ausgeschlossenen immer wieder Arbeitslosigkeit zentral gestellt wird, ist es sinnvoll, stärker und systematischer auch die Konsequenzen des Verlustes eines Konsumenten-Status herauszuarbeiten. In einer Gesellschaft, die sich in hohem Maße als Konsumgesellschaft versteht, ist das eine massive Ausgrenzung. Ohne die Bedeutung der Erwerbsarbeit herunter spielen zu wollen, erfasst man doch wichtige Aspekte von Ausgrenzungserfahrungen nicht, wenn man verminderten Konsumzugang nur als abgeleitete Größe mangelnder Teilhabe an der Arbeitsgesellschaft beschreibt.

Inklusion in einem konsumgesellschaftlichen Sinne heißt: den eigenen Bedarf auf autonome Weise als Marktteilnehmer zu befriedigen und sei es auf niedrigstem Kostenniveau. Auch der billigste Kauf ist immer noch eigenständiger Kauf. Wobei sich das niedrigste Kostenniveau, der billigste Kauf, nicht immer allein über den Preis bestimmen lässt, sondern gegebenenfalls auch dem sozialen Vergleich, der Einhaltung von Konsumstandards, standhalten muss.

Gegenüber den Tafeln funktioniert das allerdings nicht. Der Versuch der Tafeln, über ›symbolische‹ Preise und die Bezeichnung der Nutzenden als ›Kunden‹ eine Marktteilnahme zu simulieren, greift zu kurz. Denn die Tafeln sind kein besonders preisgünstiger Anbieter am Markt, sondern eine Hilfeeinrichtung neben dem Markt, und sie werden auch als eine solche wahrgenommen. Dies zu verschleiern kann zu zusätzlichen Demütigungen führen, weil es die Nutzenden nicht ernst nimmt. Diesen ist sehr klar, so war es exemplarisch zu sehen, dass die Tafeln keine Marktanbieter sind; und ihnen ist klar, dass es allen anderen klar ist und dass sie als Tafelnutzende diejenigen sind, die nicht am Markt teilnehmen können und auch von allen anderen so wahrgenommen werden.

Die Bezeichnung als ›Kunde‹ verweist zwar tatsächlich auf das zentrale Problem der Nutzenden des hier vorgestellten Typs, also auf den Verlust des Konsumenten-Status. Deshalb ist aber mit der Simulation noch keine Anerkennung verliehen. Auch liegt das Interesse dieser Tafelnutzenden (im Gegensatz zum folgenden Typus) tatsächlich darin, relativ anonym einfach nur die Lebensmittel-›Angebote‹ zu nutzen – so wie man auch im Supermarkt einfach nur anonym auf die Angebote zugreift. Dennoch können die Nutzenden bei den Tafeln selbst eben keine Kunden sein – hätten sie einen unbeschädigten Kunden-Status, würden sie nicht zur Tafel gehen, sondern tatsächlich einkaufen.

Eine Möglichkeit der Anerkennung ist nur gegeben, wenn die Problemanalyse, die Anerkennungsformen und die sachlichen Hilfeoptionen der Tafeln auseinander gehalten werden. Die Einschränkungen des Konsumenten-Status zu sehen und politisch zu problematisieren ist das eine, die Nutzer zu unterstützen das andere. Nur die Kundenrolle zu simulieren kann mehr belasten, als dass es entlasten würde. Die Hilfemöglichkeit besteht in erster Linie in der indirekten Entlastung des Haushaltsbudgets, was schmale finanzielle Spielräume eröffnet und so helfen kann, den Anforderungen von Konsumstandards an der ein oder anderen Stelle näher zu kommen.

2 FRAU G.¹⁵ – TAFELNUTZUNG ALS AKTIVE ZUGEHÖRIGKEIT

2.1 Eingangssequenz: Erlangung und Bedeutung von Zugehörigkeit

Interviewer: (...) dann würd ich Sie bitten, mir vielleicht erstmal zu erzählen, wie Sie überhaupt das erste Mal auf die Tafel aufmerksam geworden sind.

Frau G.: Aufmerksam eigentlich durch, die eigentlich Tafel, also Tafelgänger von, gewesen sind (I: Ja) vorher. (I: Hm) (...)

Vergleichbar mit dem Interview mit Frau K. beginnt der Interviewer auch das Interview mit Frau G. in dem Sinne offen, als er nicht direkt nach ihrer Tafelnutzung, sondern zunächst nach ihrem »aufmerksam werden« auf die Tafeln fragt. Anders als dort geht nun Frau G. nicht direkt auf das (im Vorfeld vereinbarte) Interviewthema, also ihre Tafelnutzung direkt ein, sondern greift die ›indirekte‹ Option des Beginns auf. Während die Reaktion von Frau K. darauf zielt, die Sachebene zu betonen und offensiv zu bearbeiten, auch um unangenehme Aspekte zu umgehen, setzt sich Frau G. stärker zu dem Interviewer in Beziehung, indem sie tatsächlich auf die Frage des Interviewers eingeht. Dem direkt-sachlichen, aber sozial distanzierenden Problemzugang im ersten Fall steht hier eine stärkere Berücksichtigung der sozialen Beziehungsaspekte gegenüber. Schon die Interviewwinteraktion zeigt an, dass Frau G. einen anderen Umgang mit potenziell problematischen Herausforderungen hat¹⁶ und dabei stärker auf Kooperation aus ist.

15 Frau G. lebt in einer größeren thüringischen Stadt. Das Interview mit ihr wurde 2009 geführt. Auch hier wurden alle persönlichen Angaben anonymisiert und die Transkription um der Lesbarkeit, teilweise auch um der Anonymität willen moderat der Schriftsprache angepasst.

16 ›Problematische Herausforderung‹ bezieht sich hier darauf, dass die Interviewwinteraktion ein Ereignis ist, für das im Alltag üblicherweise keine Routinen vorliegen, dass also ad hoc agiert werden muss. Allerdings kann man davon ausgehen, dass eine gewisse Routine insofern vorhanden ist, als dies nicht das erste ›krisenhafte‹ Ereignis im Leben des Interviewees ist und deshalb gewisse ›Krisenbewältigungsstrategien‹ verfügbar sind. Zu einer detaillierteren Reflexion und Typologisierung des Zusammenhangs von Interviewwinteraktion und themenbezogenen Handlungsstrategien vgl. Lorenz (2005: 234ff., 2007a).

Mit Blick auf das Thema, ihre Tafelnutzung, ergeben sich in dieser Hinsicht weitere Hinweise, da sie nun eine Gruppe von »Tafelgängern« bezeichnet, über die sie auf die Tafel »aufmerksam« wurde. Nicht etwa über die Angebote an Lebensmitteln, die für sie attraktiv wären, nimmt sie die Tafel wahr, sondern über (bekannte) Mitglieder einer Gruppe. Ähnlich wie beispielsweise bei Diskogängern oder Kneipengängern ist die ›Mitgliedschaft‹ dieser wahrgenommenen ›Gruppe‹ sehr sparsam bestimmt, nämlich allein durch die häufig wiederholende Tätigkeit des Gangs zur Tafel (Disko/Kneipe) als kleinstem gemeinsamen Nenner. Auch wenn sie sonst keinerlei Gemeinsamkeiten haben, gehen sie doch alle zur Tafel. So entsteht eine ›Gruppenidentität‹, die durch die Tafel und deren relativ häufige und dauerhafte Frequentierung erst konstituiert wird: ohne Tafel keine »Tafelgänger«. Noch vor den Lebensmittelangeboten wird also für Frau G. die »Tafelgänger«-Gruppe relevant. Das heißt, die Tafel ist für sie in jedem Falle mehr (oder anderes) als nur Ressource oder kalkulierte Sparoption. Noch hypothetisch (was sich im weiteren Verlauf der Rekonstruktion bestätigen wird) lässt sich formulieren, dass ihr Gang zur Tafel für sie zugleich den Eintritt in eine ›Gruppe‹ bedeutet. Sie sieht sich in einem sozialen Zusammenhang, nimmt an etwas teil. Dies korrespondiert der Vorstellung einer empathisch-geselligen Integration, wie sie bei den Tafeln im Gäste-Begriff angelegt ist. Die Bedeutung der Tafel ist es dann, eine Zugehörigkeit auch sichtbar und erfahrbar zu machen, da sie sich ja *einzig und allein* über die Tafelnutzung konstituiert, nur darüber erfahrbar werden kann. Die Tafel bietet Identifikationsmöglichkeiten (so wie die Disko, die Kneipe...). Aber das impliziert zugleich Eigenbeiträge der (Disko-, Kneipen-...) Tafelnutzer, zumindest im Sinne des regelmäßigen Besuchs, weil die (Disko, Kneipe) Tafel sonst nicht ›funktioniert‹. Tafeln sind insofern eine Koproduktion aus den Tafeln als konkreten Einrichtungen und den Tafelnutzenden als »Tafelgängern«.

Für Frau G., so lässt sich kurz zusammenfassen, schafft die Tafel eine Möglichkeit der *Zugehörigkeit*, die aktiv und kooperativ gedeutet wird, da die Tafelnutzenden zum Gelingen beitragen.

...) Weil ich hatte eigentlich immer vermutet, dass nur eben, äh, die das in Anspruch nehmen können, die jetzt, sag mer mal, dieses Sozialgeld kriegen (I: Hm). Nich dieses Hartz IV, sondern bloß eben noch ne Stufe niedriger (I: Ja), ne. So. Und und mir wurde dann aber auf'm auf'm Bürgeramt, weil ich da die GEZ beantragt hatte, dass da ich freigestellt werde (I: Hmh), äh, da wurde mir gesagt, ob ich denn auch die Tafel nutze. Und sag, wieso Tafel? Ich sag, das is doch nich für mich, ich sag, ich krieg doch dieses Hartz... Nein, wenn Sie jetzt hier in [X-Stadt] was beantragen, sind Sie auch berechtigt, bei der Tafel (I: Hm) dort einmal in der Woche mit Lebensmittel zu holen (I: Ja). So. Und da bin

ich eigentlich dazu gekommen (I: Hmh). Und das war damals aber noch in der [X-Straße] (I: Ja). Also es war ganz klein war das, ne. (...)

Die Annahme, dass nur Empfänger von »Sozialgeld« zur Tafelnutzung berechtigt wären, sagt zum einen, dass sich Frau G., die nicht »nur eben« Sozialhilfe, sondern »Hartz IV« bekommt, nicht zu den »Bedürftigsten« (»noch eine Stufe niedriger«) zählt.¹⁷ Das allein würde aber noch nicht ausschließen, dass sie für sich selbst dennoch materielle/finanzielle Not reklamiert, die ihren Gang zur Tafel motiviert. Davon ist hier allerdings nicht die Rede. Vielmehr bezieht sie sich zum anderen auf bestehende »Anspruch«skriterien, die für die Tafelnutzung entscheidend sind. Nicht ihre Not oder »Bedürftigkeit« ist das (erste) Kriterium, sondern ihre Anspruchsberechtigung. (Zwar hatte auch Frau K. verschiedentlich von »in Anspruch nehmen« gesprochen; das hatte bei ihr aber die Bedeutung von »Möglichkeit nutzen«, »Gelegenheit ergreifen« und nichts mit Fragen von Berechtigung zu tun.) Der Zugang zur Tafel, das heißt auch: zur »Mitgliedschaft« als Tafelgängerin, wird durch vorgegebene Kriterien bestimmt, die einzuhalten, aber von Frau G. nicht selbst zu bestimmen sind.

Dass sie nun die Kriterien erfüllt, erfährt sie während der »Beantragung« von Solidarleistungen bei einer Behörde, womit die Tafel als (quasi-)sozialstaatliche Einrichtung erscheint, worauf sie einen gewissermaßen sozialpolitisch legitimierten »Anspruch« erheben könne.¹⁸ Sie ist »berechtigt, Lebensmittel« bei der Tafel »zu holen«. Diese angenommene Berechtigung setzt Frau G. in die Lage, problemlos, gewissermaßen »schamlos« zur Tafel zu gehen und von ihrem »Recht« Gebrauch zu machen. Weder Not noch Scham muss sie dafür empfinden oder anführen. Ganz im Gegenteil bietet die Tafel sogar einen positiven Bezugspunkt der Zugehörigkeit; deren Bedeutung drückt sich hier in der Betonung von »dazu gekommen« aus: sie betont – so hier nicht zu sehen, aber im Interview zu hören – das »dazu«, nicht das »gekommen«. Sie gehört jetzt »dazu«.

Damit ist freilich auch gesagt, dass ihr positiver Zugehörigkeitsbezug auf einem Missverständnis beruht. Denn die Tafel ist keine Einrichtung des Sozialstaats zu der sie einen rechtlich verbindlichen Zugang hat, sondern fußt auf

17 Finanziell befindet sich das Arbeitslosengeld II, Hartz IV, auf Sozialhilfeniveau, was Frau G. offensichtlich nicht bekannt ist. Hier funktioniert offensichtlich die Strategie einer Arbeitsmarktpolitik, die durch Umdeklarierung einen Status als Arbeitslose schafft, der trotz mehr oder weniger gleicher finanzieller Ausstattung dennoch als höher im Vergleich zu Sozialhilfeempfängern wahrgenommen wird.

18 Vgl. zum Ansprüche-Thema Lorenz (2010a).

freiwilligem Engagement. Dieses Grundmissverständnis wird im Fortgang des gesamten Interviews bestehen bleiben.

(...)

I: Und sind Sie direkt hingegangen zur Tafel oder haben Sie irgendwie sich das erstmal angeguckt oder?

G: Nö. Ich bin eigentlich, wo wo ich mir den (?), äh, den [Stadt-] Pass geholt habe, äh, da bin ich bloß erstmal runter, weil ich wusste, da irgendwie in der [X-Straße] war so irgendwas (I: Hm). Und da hab ich das erstmal gesucht. Und das hab ich auch dann gefunden. Hab ich erstmal nachgefragt, äh, wie sich das überhaupt verhält (I: Hmh). Da muss man sich ja eben auch erst anmelden jetzt. Dann kriegt man ja so'n so'n so'n Tafelausweis (I: Hm). Und da kann man dann sagen, ich möchte entweder einmal in der Woche jetzt, äh, kann man sich dann, da kann man sich den Tag raussuchen. (...)

Berechtigung und Nutzung stehen nun nicht mehr in Frage, sondern nur noch das konkrete Aufnahmeprozedere, die Einfügung in die lokale Tafel. Dieses Prozedere behält mit der Notwendigkeit einer »Anmeldung« und dem Erhalt eines »Tafelausweises« den formalen Charakter, der bereits durch die quasi-sozialstaatliche Anspruchsberechtigung entstanden ist.¹⁹

Damit ist der Zugang zur Tafel geschafft und es wird jetzt zu zeigen sein, wie sich Frau G. als ›Tafelgängerin‹ versteht beziehungsweise wie sich ihre Zugehörigkeit gestaltet, welche Bedeutung sie annimmt. Wie groß diese Bedeutung wird zeigt sich daran, dass Frau G. zunächst Tafelgängerin wird, aber nach und nach darüber hinaus in verschiedenen Bereichen selbst Aufgaben übernimmt.

(...) Und und das hatt ich ja dann auch ne ganze Weile mitgemacht. Und dann hieß es, äh, dass sie ein neues Objekt gekriegt haben (I: Hmh), ne. Und da wurde eigentlich nur gefragt, wer denn Interesse hätte, da mitzuhelfen (I: Hmh). Na, (?) gleich ganz hoch [hält den Finger hoch, meldet sich]

19 Nicht erwähnt wird von Frau G. die Bedürftigkeitsprüfung durch die Tafel. Wie diese genau ausfällt unterscheidet sich bei den lokalen Tafeln. Die allermeisten Tafeln sehen allerdings eine Prüfung vor, die in der Regel durch behördliche Einkommensnachweise (ALG II-Bescheide, Sozialhilfebescheid etc.) erfolgen. Üblicherweise werden bei Tafeln auch die Sozialpässe der Stadt anerkannt, sofern die Kommune solche ausgibt, die allerdings eigene Prüfungen der Tafeln nicht unbedingt vollständig ersetzt.

Zunächst hat sie also als Tafelgängerin »mitgemacht«, war insofern schon aktiv an der Tafel beteiligt, gehörte zum Kooperationszusammenhang Tafel. Da die Tafel als wechselseitiger Zusammenhang vorgestellt wird, ist auch ein Positions- oder Aufgabenwechsel darin durchaus nahe liegend. Denkt man im Sinne von Reziprozität und wieder bezogen auf den Gäste-Begriff, dann ist es wenig verwunderlich, nach Möglichkeit auch selbst einzuladen, wenn man eingeladen wurde. Dieser Positionswechsel wird bei nächster sich bietender Gelegenheit vollzogen, nämlich als neue Räumlichkeiten für die Tafel ausgebaut werden und dafür unter den Tafelnutzenden nach freiwilligen Helfern gesucht wird. Später wird Frau G. weitere Gelegenheiten nutzen, auf freiwilliger oder durch das Arbeitsamt geförderter Basis verschiedenste Tätigkeiten, z.B. Ausgabe oder Küche, bei der Tafel zu übernehmen.

Für die Frage danach, wie Frau G. ihre Zugehörigkeit zur Tafel bestimmt und gestaltet, sind insbesondere zwei (zusammenhängende) Aspekte bedeutsam, die zugleich für das Verständnis von Ausgrenzungsproblemen im Sinne der Studie von Interesse sind. Zum einen geht es um Frau G.s Verständnis von Aktivität und Selbstständigkeit, in deren Rahmen sich ihre Bezüge zu Arbeit und Konsum klären lassen (2.2). Zum anderen ist zu fragen, in welche Beziehung sie sich zu den anderen »Gruppenmitgliedern« setzt, womit sich auch die Bedeutung von Rechtsansprüchen besser verstehen lässt (2.3).

2.2 Eingebettete, reproduktive Selbstständigkeit: Zur Bedeutung von Arbeit und Konsum

Es war zu sehen, dass Frau G. zwar aktiv wird, dazu aber auf Anlässe oder Gelegenheiten stoßen muss, die diese Aktivität ermöglichen. Sie fragte nicht selbst nach, weder bei den Tafeln noch bei Behörden noch bei Bekannten, sondern wird auf etwas aufmerksam gemacht. Ihre Aktivität ist nicht von der Art, dass sie sich selbst Optionen schafft. Vielmehr bedarf es des Anstoßes oder Angebots von »außen« und einer vorgegebenen Rahmung, damit Frau G. die Gelegenheit ergreift und aktiv wird – was sie dann sofort macht. Frau G. orientiert sich vor allem an vorgegebenen Kriterien und Zugehörigkeiten, die ihr die gestaltende Eigeninitiative ermöglichen. Ich werde deshalb von *eingebetteter Selbstständigkeit* sprechen.

Besonders deutlich wird das im Kontrast zu ökonomischer Selbstständigkeit. Frau G. war nach dem Ende der DDR fast ausnahmslos arbeitslos beziehungsweise in kurzfristigen, meist durchs Arbeitsamt geförderten Beschäftigungen tätig. Für ein halbes Jahr versuchte sie auch, sich im Pflegebereich im ökonomischen Sinne selbstständig zu machen, also ein Unternehmen zu gründen. Dies

scheiterte aus verschiedenen Gründen. Gleichwohl betrachtet sich Frau G. selbst als tatkräftigen und selbstständigen Menschen.

Ich hab's dann versucht, auf selbstständiger Basis (...). [führt ihre Versuche und Tätigkeiten im Bereich Pflege/Betreuung aus] ...nach dem halben Jahr hab ich's dann wieder aufgegeben und hab mich dann eben wieder arbeitslos gemeldet, ne. (I: Hm). Ja. Und da dann ging da (?). Und dann fing das hier [bei der Tafel; S.L.] an (I: Hm). Ja.

I: Wie sind Sie auf die Selbstständigkeit gekommen? Haben Sie da mal ne Ausbildung auch in der Richtung gemacht oder?

G: Nö. Eigentlich gar nich. Weil ich habe selber vier Kinder (I: Hm). Und habe mittlerweile sechs Enkelkinder. (...) Also ich bin eigentlich nun auch mit neunzehn aus'm Haus. Und und und äh pff war eigentlich schon immer selbstständig. Und ich hab auch immer so ne, auch handwerklich, ich bin ja nun Fußbodenlegerin (Lachen) (I: Ja). Also ich bin eigentlich sehr selbstständig, wollen wir mal so sagen. Un un un und das hat sich eigentlich... Und auf'm Arbeitsamt hatt ich aber eben nich die Chance. Da ging kein Weg rein.

Frau G. bietet nicht etwas Marktgängiges zum Verkauf an, schafft in diesem Sinne keine neuen Optionen, die ökonomische »Selbstständigkeit« begründen könnten. »Selbstständigkeit« bestimmt sie für sich dahingehend, dass sie früh zuhause auszog, ein »Handwerk« erlernte und – allein, wie an anderen Interviewstellen noch deutlicher wird – »vier Kinder« großzog, was sie im Selbstverständnis wiederum für ihre beruflichen Wünsche Richtung Pflege/Betreuung qualifiziert. Selbstständigkeit, Familie, gelernter Beruf und angestrebte Tätigkeit gehen fließend ineinander über. Es geht bei ihr viel mehr um Einbettung in einen Reproduktionszusammenhang (über mehrere Generationen) als um gewinnorientierte Produktion, mehr um ein eigenes Einkommen auf handwerklicher Basis²⁰ und die eigenständige Versorgung der Kinder als um Verkauf und ökonomischen Erfolg. Noch auf dem »Arbeitsamt« sucht sie den »Weg rein«, nicht etwa raus oder daran vorbei: sie sucht ihre Chancen *im Rahmen* der Möglichkeiten des Arbeitsamtes.

Eine typische Äußerung, die ihr Verständnis von eingebetteter, reproduktiv orientierter Selbstständigkeit zum Ausdruck bringt, findet sich als Antwort auf die Frage, ob sie sich ihre Tätigkeiten bei der Tafel selbst aussuchte:

20 Auch die Berufswahl stützt die These der eingebetteten Selbstständigkeit: der Fußboden wird erst verlegt, wenn der Rohbau errichtet ist, trägt dann aber *in diesem Rahmen* sprichwörtlich Grundlegendes zur weiteren Ausgestaltung bei. Vgl. dazu auch den folgenden Abschnitt zur »Helfernatur« (2.3).

Ja nein. Das is äh ääh dort, wo jemand gebraucht wird.

Frau G. orientiert sich an Gegebenem und Notwendigem. Wo Unterstützung nötig wird (vorgegebener, reproduktiver Rahmen), kann sie aufgrund ihrer breiten, nicht spezialisierten Fähigkeiten und Kompetenzen selbstständig tätig werden.

Verschiedenste Versuche während ihrer langjährigen Arbeitslosigkeit wieder in Arbeit zu kommen scheiterten, neben der ökonomischen Selbstständigkeit auch Anstellungen in ihrem erlernten Beruf oder in anderen Tätigkeiten.²¹ Die Tafel, die sie dann als Option für sich entdeckt, bietet deshalb eine wichtige, bei allem persönlichen und gerne geleisteten Engagement aber immer nur die ›zweitbeste‹ Lösung für ihre angestrebte Einbindung.

Und da (...) hab ich dann hier [bei der Tafel; S.L.] mit angefangen (I: Hm), (?) ehrenamtlicher (?). Weil ich wollt irgendwas tun. Ich ich ich bin kein Mensch, der zuhause sitzt (I: Ja ja). Das is mir nichts. Ich muss immer unter Leuten. (?) (Lachen). Ja. Das is eben auch. Ja. Das is auch aber, jetzt hier, (?) bin ich nun drei Jahre nun schon hier. Immer mal mit hatt ich's mal wieder versucht als Fußbodenlegerin. Da wurde ich aber nich bezahlt. Also wieder aufgehört (I: Hm), ne. Das is immer mal mit Abständen, wo ich dann mal Arbeit hatte. Und es aber doch nich dann so geklappt hat, wie ich das gern wollte (I: Hm). Weil se immer denken, sie können, ja, dass mer kostenlos arbeiten (I: Ja), ne. Also, nun, da hab ich mich dann jedes Mal dann wieder hier gemeldet.

Aktivität, Selbstständigkeit im beschriebenen Sinne, ist ihr bei der Tafel wichtig, Zugehörigkeit noch wichtiger (»müssen« ist stärker als »wollen«): sie »wollte irgendwas tun«, äußert also als Wunsch noch unspezifisches Tätigsein, aber »muss immer unter Leute«. Auch der »ehrenamtliche« Einstieg zeigt, dass nicht der finanzielle Erwerb (bei der Tafel) primär ist, so wichtig er auch für ihre Art der Selbstständigkeit ist, sondern die Zugehörigkeit. Gerade weil der Wiedereinstieg in Erwerbsarbeit scheitert, geht sie (wieder) zur Tafel, von der sie sagen kann, dass sie sie zusammen »mit« anderen »aufgebaut hat«.

21 Ein Hinderungsgrund dafür ist auch, dass Frau G. keinen Führerschein hat und diesen auch nicht erlangen will. Was immer dafür im einzelnen der Grund ist, jedenfalls steht das Auto für eine Form von Selbstständigkeit, die nicht die ihre ist und von daher zumindest nicht attraktiv für sie ist. Es geht ihr keineswegs um größtmögliche Flexibilität, Individualität, Unabhängigkeit und Ungebundenheit, wofür üblicherweise das Auto steht. Ihr geht es um eigenständige, aber eingebettete Reproduktion.

(...) Seit drei Jahren (I: Ja). Kann man sagen. Ja. Ich habe das hier mit aufgebaut. Wir haben hier gemalert alles drin. Ich hab (?) äh äh die Fußböden gelegt und das alles (lacht kurz). Ja. (...) Und in der [X-Straße] die Kindertafel ham wir ham wir mitgemacht. Mit gemalert und Fußböden gelegt und und und, ne. Also (2). Und vor allem auch jetzt hier merkt man, man kriegt auch en ein Dankeschön zurück.

Frau G. ist bei der Tafel lange Zeit »ehrenamtlich« tätig, erhält erst später Aufwandsentschädigungen (in der Größenordnung 40€/Monat) und schließlich eine vom Arbeitsamt geförderte, auf zunächst ein Jahr befristete Stelle bei der Tafel. Sie kann so ihre Tätigkeit mit (Transfer-)Einkommen verbinden und kommt damit nah an ihre Vorstellungen von selbstständiger Reproduktion.

Ausgangspunkt und Basis ist aber die freiwillige Tätigkeit, deren Erfolg kein ökonomischer ist, sondern eine aktiv gestaltende Zugehörigkeit, die dann Anerkennung in Form von »Dankeschön« ermöglicht. Dank »zurück« zu bekommen bedeutet, dass sich ein Reziprozitätsverhältnis im Mausschen Sinne schließt. Mauss (1990) beschrieb diese Reziprozität als Ineinandergreifen von Geben, Nehmen und Erwidern. Dank ist hier die schließende Erwidern von anderen, die auch bei der Tafel Unterstützung suchen. Diese Erwidern lässt sich nicht erzwingen, nicht im Sinne eines Vertragsverhältnisses einfordern; von ihr lässt sich nur »bemerken«, dass sie »zurück« kommt. Während die Vertragsverhältnisse der Erwerbsarbeit scheiterten, weil dort, wie oben zu sehen, kein Geld zurückkam, gelingt im informellen Bereich die Schließung eines sozialen Zusammenhangs. Die zunächst nach »äußeren« Kriterien bestimmte Zugehörigkeit wird so praktisch vollzogen.

Bezogen auf ihre aktuell geförderte Tätigkeit bei der Tafel sagt Frau G. an anderer Stelle:

Da komm ich auch mal in den Genuss, regelmäßig mal wieder Geld zu bekommen (I: Ja). Das freut einen natürlich auch, ne. Das is auch wie so ein kleines Lob dafür, dass man eben auch ohne Geld, ja. (...) Ja. Ich mach's auch gerne. Ich mach's wirklich sehr gerne.

Die Übergänge zwischen Einkommen und informeller Anerkennung sind nicht klar abgegrenzt. Frau G. weiß das »Geld«-Einkommen zu schätzen. Zwar wird auch Arbeitslosengeld II (Hartz IV) »regelmäßig« bezahlt. Der »Genuss« besteht im Gegensatz dazu darin, regelmäßig (also vorhersehbar) frei verfügbares »Geld«, das heißt mehr als für die unmittelbaren Ausgaben notwendig, zu erhalten. Dennoch wird dieses Geld im Kontext der Tafeln eher als informelle Anerkennung gesehen, eben als »Lob«, nicht als Erwerbseinkommen auf Vertragsbasis. Frau G. hat bei der Tafel eine für sie sinnvolle Beschäftigung gefunden, die

ihrer reproduktiven Orientierung entgegenkommt, die ihr Dank und Anerkennung bietet und schließlich sogar zu disponierbarem »Geld« verhilft, sie also auch mit Konsumoptionen ausstattet.

Frau G. gewinnt so einen bescheidenen Anschluss an die ›Konsumgesellschaft‹, aber noch nicht an die ›Erwerbsarbeitsgesellschaft‹, obwohl beide Begriffe nur eingeschränkt artikulieren können, was für Frau G. von Bedeutung ist. Richtig ist, dass sie eine Erwerbsarbeit anstrebt, die allerdings nicht nur Einkommen, sondern auch einen Sinn stiften soll, wie er im folgenden Abschnitt (2.3) noch genauer bestimmt wird. Auch wird die Ermöglichung von frei verfügbaren Geldressourcen von ihr geschätzt, tritt freilich hinter eine ›sinnvolle‹ Tätigkeit zurück und ist in jedem Fall weit entfernt von im engeren Sinne konsumistischen Orientierungen. Dazu noch einige Interviewauszüge.²²

22 Das entspricht also keineswegs der Annahme Baumanns (2003), dass der Druck, Anschluss an die konsumistische Lebensweise zu bekommen, auch oder gerade dort stark wäre, wo dieser Anschluss faktisch unerreichbar ist. Bei Frau K. war im Ansatz, vor allem vermittelt über die Kinder, so etwas zu erkennen. Bei Frau G. könnte man eher mit Bourdieu (1999) eine starke Notwendigkeitsorientierung feststellen, was an den folgenden Zitaten noch deutlicher wird. Seine Ungleichheitskritik hier anzulegen würde freilich heißen, Frau G. als befangen in ihrer gesellschaftlichen Position zu erklären, so dass ihre Wünsche und Orientierungen nur ihren niedrigen Klassenstatus spiegeln. (Dies würde auch den (habitualisierten) DDR-Hintergrund materiell deutlich egalitärer Lebensverhältnisse nicht berücksichtigen.) Interessant ist gleichwohl die Differenz Bauman – Bourdieu. Bourdieu macht die Ungleichheit daran fest, dass die unteren Klassen gerade nicht die Wertigkeiten der oberen Klassen (Luxusgeschmack) anstreben, sondern diesen ihren Notwendigkeitsgeschmack entgegensetzen, womit sie aber zugleich ihren unteren Status selbst reproduzieren. Für Bauman besteht dagegen das Problem gerade darin, dass auch und vielleicht sogar besonders diejenigen die gesellschaftlich dominierenden Wertigkeiten übernehmen, die sie kaum jemals realisieren können. Historisch und zeitdiagnostisch hat beides Plausibilität. In den 1960er und 70er Jahren, auf die sich Bourdieu bezieht und die sich gesamtgesellschaftlich durch fortschreitenden Wohlstand kennzeichnen lassen, erscheint es problematisch, wenn einige daran keinen Anteil haben, auch weil ›sie selbst‹ sich gewissermaßen im Wege stehen, ihre Möglichkeiten umzusetzen. Dreißig Jahre später gibt es breite Generationenerfahrungen mit Anteil an einem Wohlstand, von dem jetzt aber viel weniger verlässlich scheint, ob und wie er sich für wen – vielleicht nicht einmal steigern, sondern nur wenigstens – noch sichern lässt. Vor diesem Hintergrund ist die Baumannsche Überlegung plausibel, dass eher Verlusterfahrungen oder die Befürchtung solcher zum

Der Interviewer fragt noch einmal explizit danach, ob sie mit der vom Arbeitsamt geförderten Stelle bei der Tafel nun mehr Geld zur Verfügung hat als zuvor.

Ja, je jeden Fall. Und ich muss auch sagen, damit lässt sich's wenigstens mal zwei Monate wieder leben (beide lachen). Ja. Wir kriegen jetzt 1200 Brutto (I: Hmh). Und das wird ungefähr, ich schätze zwischen 850 oder 900 netto sein. (I: Hm. Hmh.) Und da könnte man ja dann auch fleißig mal sparen (I: Hm). Wir ham uns vorgenommen, dass mer nächstes Jahr dann mit der Tochter nach Brasilien fahren (Lachen), äh fliegen (I: Aha). Ja. Weil die hat en Brasilianer als Freund jetzt. Und die waren jetzt schon mal drüben bei seinen Eltern. (...). Ja. Dass das jetzt hier [bei der Tafel; S.L.] eben geklappt hat. (?). Na dann, fliegen mer nächstes Jahr im September (...)

Das spar ich mir dann schon zusammen. (I: Ja.) Ja. Das war ja schon, das is ja auch eben Urlaub. Das is Urlaub (I: Ja). Was is Urlaub, wenn de zu Hause bist. Das is kein Urlaub. Du machst dann trotzdem dein (?), dein (?), bloß dass de länger schlafen tust, im Grunde genommen. Dass de nich um fünf aufstehen musst, sondern dass de eben erst um acht aufstehst (I: Hm). Das is der einzige Vorteil (I: Hm). Aber ansonsten Urlaub? (Lachen)

Frau G. bekommt seit »zwei Monaten« nicht nur einfach mehr Geld, sondern gewissermaßen mehr ab vom »Leben«. Mit »so lässt sich's leben« beschreibt man üblicherweise eine eher unwahrscheinliche, aber komfortable Situation (s.o. auch: »Genuss«). Geld zur freien Verfügung zu haben, Entscheidungen treffen zu können, Alternativen zu haben und zu wählen, bedeutet eine Teilhabe am (gesellschaftlich möglichen) Leben. »Sparen« ist eine potenzielle (»könnte«) Option, wobei die eigene Aktivität betont wird (»fleißig«). Konkretisiert wird dann eine Option, die etwa ein »Jahr« im Voraus bereits anvisiert wird (»vorgenommen«). Damit rückt die bislang unwahrscheinliche Möglichkeit »richtigen« »Urlaubs«, einer Reise, die zugleich einen tatsächlichen Schritt aus dem Alltagsleben heraus bedeutet, in realistische Reichweite. So eröffnet die Teilhabe an der »Konsumgesellschaft« Frau G. attraktive Spielräume, die sie aber eher unter Prämissen der Arbeit (Fleiß, Sparen, Zielorientierung), jedenfalls nicht unter konsumistischen verfolgt.

Dies wird auch im folgenden Abschnitt deutlich, wenn der Interviewer mit »Spaß« eine typische Deutungskategorie der konsumistischen Gesellschaft im Sinne Baumans (2003) anbietet.

Problem werden. Für den Einzelfall sagen solche generellen und zeitdiagnostisch zugespitzten Überlegungen, wie im vorliegenden Fall zu sehen, freilich noch wenig aus.

I: (...) Die Arbeit [bei der Tafel; S.L.], das macht Ihnen richtig Spaß? (...)

G: Ja. Ja. Weil eben, wie gesagt. Ich ich bin so, bin so ein kleiner Allrounder (I: Ja). Ja. Also mich kann man überall hinsetzen (lacht kurz) (I: Hm), ne. Sei's in der Küche oder bei hier der Ausgabe oder in die hier, die Kleiderkammer, die mer drüben haben, ne. Oder eben bei (?)arbeit oder man hat (?) Arbeiten oder wo eigentlich (Lachen) so einen gebrauchen können (Lachen) (I: Ja). Ja. Das is eben auch das Gute, ne. (I: Ja). Das is dann auch nicht ganz so eintönig jetzt. Is immer mal was andres.

›Gib mir einen Rahmen, und ich fülle ihn aus‹ ist wieder die Botschaft; für alle nützlichen (»*gebrauchen können*«) Tätigkeiten, die keine besonderen Spezialisierungen verlangen, folglich alltagsnah sind (reproduktiv; »*Küche*«, »*Kleidung*«) sieht sich Frau G. geeignet. Das ist ihre Kompetenz. Der vom Interviewer eingeführte »*Spaß*«, für Bauman (2003) im Zusammenhang mit Arbeit der Indikator dafür, dass Arbeit Konsumcharakter angenommen habe, ist hier nur eine abgeleitete Größe, gewissermaßen die Zugabe der vor allem nach Nützlichkeitskriterien als sinnvoll bestimmten Tätigkeiten. Schließlich sind es auch nicht (Konsum-)Wünsche, die die Orientierung grundlegend bestimmen würden. Explizit nach ihren Zukunfts-Wünschen gefragt:

Ich weiß es nich. Keine Ahnung. Also ich bin, hab eigentlich keine Wünsche (I: Ja). Außer eben mal schön in nen Urlaub fahren einmal im Jahr (I: Hm). Ja. Aber ansonsten jetzt, Wünsche, nein. Ich hab mein Zuhause. (2) Eigentlich (2) so. Nee, ich hab eigentlich keine Wünsche weiter (I: Hm). Arbeitsmäßig, ne, das könnte mir von mir aus bis bis in die Rente gehen, könnt das ruhig (lacht kurz) (?) gehen (I: Ja). Das, ja, es sei denn, ich würde so en Job kriegen. Das wäre natürlich ne Alternative dann (I: Ja). Aber (I: Was wäre...) da ich keine keine Fahrerlaubnis mache, (?), da werd ich auch nie die Chance haben, da in so was rein zu kommen.

Die Tafel ermöglicht ihr eine sinnvolle Tätigkeit, dazu über die geförderte Stelle auch ein Einkommen, was ihr einen zufrieden stellenden Anschluss an Konsumoptionen bietet. Die geförderte *und* sinnvolle Tätigkeit kommt ihrer Vorstellung von Selbstständigkeit sehr nahe, kann diese aber letztlich dennoch nicht erfüllen, da sie Ersatz für einen »*Job*« bleibt. Zur Frage, inwiefern die Tafeltätigkeit ihre ›Arbeit‹ ist, sagt sie:

Na ja doch, je je jetzt auf jeden Fall (I: Ja). Aber ich mein, jetzt vorher, auch wenn's unentgeltlich war, ne, (I: Ja) also ich hab das irgendwie trotzdem angesehen als, ja, als ganz normale Arbeitsstelle (I: Hm), ne. Ah ja doch. Das war schon... Schön, dass ich mich gemeldet hab (Lachen).

»Irgendwie trotzdem angesehen als« macht deutlich, dass es letztlich eben keine Erwerbsarbeit ist, sondern nur vage dazu erklärt werden kann. Dass es »jetzt« doch ihre Arbeit ist, wird zögerlich eingeführt und steht im Kontrast zur oben angeführten »Alternative«, nämlich dass eine Erwerbsarbeit gleichwohl vorzuziehen wäre. Nur die schlechten »Chancen« stehen dem im Wege, wobei sie (aus Selbstständigkeitsperspektive) den als entscheidend vorgetragenen Grund dafür (»Fahrerlaubnis«) immerhin selbst verantworten kann.²³

2.3 »Helfernatur« und Rechtsansprüche

Bereits im vorherigen Abschnitt (2.2) war zu sehen, dass Selbstständigkeit, Familie, Handwerk und Sinnggebung der beruflichen Orientierung bei Frau G. eng miteinander verwoben sind. Die eigenen Kinder (und Enkelkinder) qualifizieren so für eine gewünschte berufliche Tätigkeit im Bereich Pflege/Betreuung. Alltagsweltliche, biografische und familiäre Erfahrungen sind bestimmend, weshalb von *reproduktiver* Orientierung als charakteristisch gesprochen wurde. Dies beinhaltet zugleich ein eigenes Verständnis von Selbstständigkeit, nämlich dass es Frau G. nicht um maximale Unabhängigkeit geht, sondern vielmehr darum eingebunden zu sein, an etwas *mit* zu wirken. Im Sinne solcher Zugehörigkeit ist nun noch genauer zu klären, wie sich Frau G. in Beziehung zu anderen setzt, mit denen sie gemeinsam etwas gestaltet.

(...) weil ich sowieso, ich bin, ich habe da so ne Ader. Ich wollte, wollte eigentlich schon immer so en Streetworker oder oder... Ich hab's dann versucht, auf selbständiger Basis [Anschluss s.o.].

Auf dieses Zitat folgt dann die oben zitierte Aussage, dass diese berufliche Orientierung in Richtung Sozialer Arbeit (»Streetworker«) durch die eigenen Kinder und die handwerkliche Ausbildung qualifiziert sei. Zum einen wird deutlich, dass Frau G. aktiv um eine Verwirklichung ihrer Lebensvorstellungen (»eigentlich immer schon«) bemüht ist. Für deren Ausrichtung »eine Ader zu haben« besagt außerdem, dass es sich bei dieser »sozialarbeiterischen« Orientierung um etwas handelt, das fest und nicht weiter herleitbar zu ihrem Selbstverständnis gehört. Der Verweis auf ihre Kinder unterstreicht, dass sie sich in asymmetri-

23 Ein Führerschein würde vermutlich ihre Chancen auf Erwerbsarbeit tatsächlich steigern, aber auch nichts garantieren. Insofern individualisiert sie hier die Verantwortlichkeit für ihre Arbeitslosigkeit.

schen sozialen Beziehungen auf der unterstützenden, nicht der unterstützten Seite befindet (Sozialarbeiterin/Betreuerin/Mutter).

Aussagen dieser Art sind im Interview zahlreich. Auf die Frage, ob und wie sie sich ihre Tätigkeiten aussucht, heißt es:

Genau. Ja. Vor allem wo de auch jemanden helfen kannst. Weil ich ja schon immer in diesen Bereich rein wollte (I: Hm), ne.

An anderer Stelle beschreibt Frau G., wie andere Tafelnutzer um der Geselligkeit willen durchaus gern zur Tafel kommen, woran der Interviewer anschließt:

I: War das für Sie auch ein Grund, hierher zu gehen. (?), die Leute kennen lernen und so weiter?

G: Ja. Auf jeden Fall (Räuspern). (I: Hm.) Ja. Weil äh äh ich, es is ja auch so, i ich will nich sagen, dass ich nun überall, aber ich habe viele Gesetzbücher zu Hause. Und mich ham se auch schon viel gefragt, wie sieht'n das aus [ihr Vorname]? Oder wie sieht'n das aus? Und ich sag, Mensch, wartet mal. Ich gucke mal zu Hause (I: Hm). Ich sag euch Bescheid, wie ihr was machen könnt, (I: Hm) ne. Also ich (?), ich sage ja... Weil auf Ämter rennen und und so was, das hab ich schon mit meinen Kindern durch. Und von von den Kindern die Freunde. Und (lacht) (?) ich das, um denen, dass se zu ihrem Geld kommen (I: Ja), ne. Das is doch eben, weil hier kann mer trotzdem, auch jetzt ohne diese Ausgabe oder dass ich in der Küche bin, kann ich auch so noch mit helfen (I: Hm). Da kommen viele zu mir und fragen mich, wie kann mer denn dies machen. Oder [Vorname], ich habe das Problem. Wie kann mer denn das machen? Und und und. Ja?! (I: Ja) Und weil ich ja so und so immer in diesen Bereich eigentlich rein wollte (I: Hm), ne. (I: Hm) Deswegen, das is eigentlich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen (I: Hm) (Lachen).

Auch Geselligkeit und »*Leute kennen lernen*« nimmt bei Frau G. die Form und den Sinn an, dass sie auf verschiedenste alltagsnahe Weise »*helfen*« kann (wie schon den »*Kindern*«), dass sie um Rat und Unterstützung »*gefragt*« wird. So kann sie das bei der Tafel verwirklichen, was sie »*eigentlich immer wollte*«.

Auf den Punkt gebracht wird das in Bezug auf das (oben bereits angeführte, [2.2]) zurückkommende Dankeschön, das Frau G. wie folgt näher erläutert:

Also man merkt auch (?), ich hatt jetzt ne Woche Urlaub, weil ich meinen Fußboden erneuert habe (Lachen): »Wo warst denn Du? Du hast, warst gar nich da?« (...) weil ich auch sehr gerne lache. Und und »Wenn mer dich nich sieht, aber man hört dich«. Ich bin, ja, also ich brauch keine viertel Stunde, da werd ich mit dem Mensch (?) (I: Ja). Das das liegt mir irgendwie im Blut (I: Aha), diese Helfernatur. Ja.

Der genannte Dank drückt sich unter anderem darin aus, dass sie bei der Tafel vermisst wird, wenn sie nicht da ist. Das ist für Frau G. die Bestätigung, dass sie tatsächlich dazu gehört und dass mit dieser Zugehörigkeit auch wichtige Aufgaben verbunden sind, die sie erfüllt. Ihre Fähigkeit, schnell mit Menschen ins Gespräch kommen zu können, basiert auf einer bestimmten Deutung ihrer Beziehung zu anderen, die sie als »Helfernatur« kennzeichnet. Anders formuliert: Da ihre Rolle bereits im Vorhinein geklärt ist, in Form einer Art generalisierter Betreuerin, bereitet es ihr wenig Schwierigkeiten, auf andere Menschen zuzugehen. Die Tafel bietet ihr eine entsprechende Position dafür an, indem hier Helfende und Hilfesuchende aufeinander treffen.

Interessant ist dabei, dass sie sich ihrerseits an keiner Stelle des Interviews dankbar äußert. Sie bietet zwar Hilfen an, für die Dank zurückkommt. Selbst erscheint sie aber in keiner Beziehung zu anderen, die sie eine ›Dankeschuld‹ – oder einfach: Dank – gegenüber anderen empfinden lässt. Da sie sich in informellen Beziehungen ›naturgemäß‹ (Helfernatur) in der gebenden, nicht der nehmenden Position innerhalb grundsätzlich asymmetrischer Konstellationen sieht, ist im Grunde auch kein Dank ihrerseits erforderlich.

In formalen Verhältnissen wiederum wäre Dank unangemessen, denn dort geht es darum, Rechte in Anspruch zu nehmen oder gegebenenfalls durchzusetzen. Dies verfolgt sie in eigenen wie anderer Angelegenheiten. Frau G. ist als Helferin also keineswegs auf Fragen von Betreuung und Sorge festgelegt, sondern engagiert sich ebenso in Rechts- und Gerechtigkeitsfragen. Ihre Ausführungen zu Problemen der gesellschaftlichen Arbeitssituation sowie Möglichkeiten, diesen durch politische Maßnahmen zu begegnen, lässt sie in Empörung enden:

Da könnte man überall anfangen. Wäre nich das Problem, ne. Das is das eben. Und das, so was ärgert mich dann (I: Ja). Ja?! Das is, das is nich gerecht.

Zu sehen war ihr eigener Einsatz bereits an einigen Stellen, wo es um ihre Auseinandersetzungen mit dem Arbeitsamt ging. Exemplarisch dafür:

I: Aber sonst haben Sie so mit den Arbeitsämtern eher schlechte Erfahrungen gemacht?

G: Sehr schlechte Erfahrungen (I: Ja) (Räuspern). Wenn ich Ihnen meine Widersprüche zeigen würde alle (beide lachen). Aber da hab ich immer Recht gekriegt (I: Hmh). Ich habe immer und wenn ich über'n Jahr gekämpft hatte. [längere Ausführung eines Beispiels]

(...) Ich sag, ich schenke denen das nich.

Rechtsansprüche werden nicht verschenkt, sondern durchgesetzt. Auch an der eingangs diskutierten Frage nach Ansprüchen wurde schon thematisiert, was legitimer Weise in formalen Beziehungen eingefordert werden kann, wofür Berechtigungen bestehen u.ä.

I: (...) Für manche is das ja unangenehm, da hin zu gehen [zur Tafel; S.L.]. Das war's Ihnen eigentlich...

G: Gar nich. (I: Gar nich.) Gar nich. Weil ich hab, ich muss sagen, ich habe schon so viel im im im im Leben Negatives grade von von von Vater Staat erlebt (I: Ja), ne. Also ich habe meine Kinder eigentlich ohne Unterhalt großgezogen (I: Hm). Ich habe wirklich nur von dem gelebt, was ich eigentlich gekriegt habe (I: Hm), ne. Weil die Väter, die konnten nich zahlen oder die wollten nich zahlen. Da renn ich jetzt noch hinterher, ne. Also (2), und jedes Jahr, wenn mer dann gegangen is. Und da hieß es dann diese (?) und, nein, das gibt's nich. Und da und hier. Und (I: Hmh) (?), da hab ich dann auch keine... Ich sag, das steht mir zu. Also (I: Hm) nehm ich den Anspruch (I: Hmh), ne. Also da, so wie andere, nee, da geh ich nich hin. Und (I: Hm)... Nein, eigentlich nich.

Auch hier werden keinerlei eigene Erfahrungen mit oder Erwartungen an informelle Hilfen dargestellt, die zu Dankbarkeit führten. Denkbar wäre in diesem Zusammenhang die Nennung der eigenen Familie, der Eltern, Großeltern, eines Lebenspartners, Freunde, Bekannte oder Nachbarn. Von einem informellen Rückhalt dieser Art ist aber nicht die Rede. Auch die Leistungen der »Väter« müssen formal eingeklagt werden und zwar bei »Vater Staat« der ebensowenig zuverlässig ist, dem gegenüber man aber Rechte geltend machen kann. So klagt Frau G. die Übernahme »väterlicher« Versorgungspflichten auf formalem Wege ein.

Damit ist der Ausgangspunkt der Darstellung wieder erreicht. Frau G. handelt in einem formal gültigen Rahmen, worauf sie einen Anspruch erhebt, der gegebenenfalls eingeklagt wird. Daran ist auch zu sehen, dass die Rede von den »Gästen« nicht gänzlich zutreffen kann, weil der Status des Gastes eben nicht einzuklagen ist, die Anspruchsberechtigung hier aber eine bedeutende Rolle spielt. Innerhalb dieses Rahmens jedoch ist eine empathisch-gesellige Integration möglich, sogar wichtig. Während der »Rahmen« Zugehörigkeit begründet, gestaltet Frau G. die informellen Beziehungen, also die persönlichen Interaktionen zunächst als »Tafelgängerin«, dann als Mit-Aufbauende und schließlich als Tafel-Helferin (allerdings nie in leitender Position). Hilfen leistet sie im Selbstverständnis dabei sowohl im Sinne von Betreuung/Sorge als auch advokatorisch bei der Durchsetzung von Rechten.

2.4 Fazit

Für die *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* ist die Tafel ein Ort, der soziale Begegnung ermöglicht. Die Tafel bietet Möglichkeiten des geselligen Beisammenseins, aber auch, sich über Alltagsprobleme auszutauschen, diesen ein Stück weit zu entkommen beziehungsweise sie gemeinsam zu bearbeiten. Dabei spielen Probleme materieller/finanzieller Art eine wichtige Rolle, aber nicht zwingend die entscheidende für den Gang zur Tafel. Das zentrale Problem ist hier vielmehr das drohende Herausfallen aus sozialen Bezügen und das Verwiesensein auf Untätigkeit im mehr oder weniger isolierten Privatraum.

Langjährige Arbeitslosigkeit wird dafür häufig ein direkter oder indirekter Grund sein, aber auch beispielsweise der Übergang in die Rente oder Krankheit können zu ähnlichen Problemen führen. Mit direkt oder indirekt ist gemeint, dass Arbeitslosigkeit zumindest zwei Probleme aufwirft. Zum einen ist das der Verlust von Sozial- und Sinnbezügen, die mit der Erwerbsarbeit selbst verbunden sind, etwa die Anerkennung von Leistungen, Umgang mit Kollegen oder die Möglichkeit, etwas (Nützliches) zu gestalten. Zum anderen bedeutet der Verlust von Einkommen – jedenfalls wo er sozialstaatlich nicht ausreichend kompensiert wird –, dass auch über eingeschränkte Konsumoptionen der Weg ins öffentliche Leben oder in soziale Bezüge eingeschränkt wird. Es muss nicht gleich, wie im Beispiel, der Flug nach Brasilien sein, der in der globalisierten Welt für einen familiären Austausch nötig werden kann. Schon die Bustickets können schnell zu teuer werden, ebenso wie die Ausrichtung von Feierlichkeiten, zu denen Gäste – Bekannte, Freunde, Verwandte – eingeladen werden könnten, oder die Beteiligung der Kinder an Schulveranstaltungen, die mit Kosten verbunden sind etc.

Wie bei Frau G. zu sehen war, haben Tafeln Chancen, tatsächlich Orte der Zugehörigkeit und Mitgestaltung sein zu können. Zumindest für einige ist das eine Option, während das für andere Menschen diesseits und jenseits der Tafeln aus den verschiedensten Gründen nicht in Frage käme – so etwa für Frau K., die sich mehr oder weniger anonym lediglich Lebensmittel bei der Tafel abholen will.

In diesem Sinne ist vordergründig die Einlösung einer Gastgeber-Gäste-Konstellation möglich, wie sie sich in den (freilich selten so artikulierten) gesellig-empathischen Integrationsansprüchen der Tafeln finden. Es ist sogar tatsächlich möglich, über die Einbindung von Tafelnutzenden in die Tafelarbeit, wie sie auch praktiziert wird, Reziprozitäten zu schaffen, so dass die Grenze zwischen Gäste- und Gastgeberpositionen durchlässig bleibt. Und so ist es schließlich

möglich, dass Menschen gern zu ›ihrer‹ Tafel gehen. An der Rekonstruktion war aber ebenso zu sehen, dass die reale Fundierung dafür äußerst dünn ist.

Zum einen bleibt zu bedenken, dass die Tafeln eine ›Auffangfunktion‹ haben, dass sie nur eine Notlösung bieten können, weil es sich im gelungenen Fall zwar um eine Unterstützung, aber nicht um eine tatsächliche Lösung der Probleme handelt. Insofern wäre darüber hinaus darauf hinzuwirken, dass für und gemeinsam mit den Tafelnutzenden auch die Probleme angegangen werden, vor allem die Unterstützung bei der Durchsetzung von Rechten.

Zum anderen lässt sich pointiert formulieren: Freundlichkeit ist hilfreich und wichtig, kann aber Rechtsansprüche nicht ersetzen. Natürlich gilt das grundsätzlich auch umgekehrt. Denn was wäre eine Integration über Anspruchsberechtigungen, so man sie auch durchsetzen kann, wenn sie ohne jedes gesellig-empathische Miteinander blieben? So ist das eine nicht gegen das andere auszuspielen. Bezogen auf die Tafelarbeit und die vorliegende Rekonstruktion des Interviews mit Frau G. steht allerdings im Vordergrund, dass die rechtliche Sicherung gefährdet ist, ein Problem, das sich allein durch die Option empathisch-geselliger Beteiligung nicht lösen lässt. Im Gegenteil: Frau G. konnte ihre Zugehörigkeit nur aktiv gestalten, weil sie von dem *Missverständnis* ausging, dass sie einen rechtsförmigen Anspruch auf diese Zugehörigkeit hat. – Und dieses Missverständnis wird, wie gesehen, von den Tafeln durch quasi-amtliche Praktiken (v.a. durch ›Bedürftigkeitsprüfungen‹ und die Ausgabe von ›Tafel-Ausweisen‹) verstärkt.²⁴ – Das ist die Basis dafür, dass sie die Tafel gewisser-

24 Vgl. als Beispiel die Homepage-Angaben der Dortmunder Tafel unter »Ausweise & Regeln« (www.dortmunder-tafel.de/index.php?option=com_content&view=article&id=20&Itemid=23, 5.9.11): »Voraussetzung für den Erhalt eines Tafelausweises ist die Bedürftigkeit. Als Nachweis der Bedürftigkeit gilt ein amtlicher Bescheid über den Bezug von Sozialleistungen, in der Regel über Arbeitslosengeld II oder Grundsicherung. Wenn Sie ein Einkommen (auch Rente) haben, das nach Abzug der Kaltmiete unter dem Hartz IV-Satz liegt, ist der Erhalt eines Tafelausweises ebenfalls möglich. Dann benötigen wir zur Prüfung Ihre Einkommensnachweise und den Mietvertrag.

Bringen Sie zur Ausweisausgabe bitte ihren gültigen Personalausweis oder Reisepass mit.

(...)

Der Ausweis hat dieselbe Geltungsdauer wie der Bescheid über die Sozialleistungen (...). Vor Ablauf der Gültigkeit muss er bei uns verlängert werden. (...)

Wenn Sie an vier aufeinanderfolgenden Einkaufstagen nicht zum Einkaufen kommen, gehen wir davon aus, dass Sie die Unterstützung durch die Tafel nicht mehr wün-

maßen ›schamlos‹ nutzen und sich auf ›Augenhöhe‹ mitgestaltend beteiligen kann. Gerade diese Basis können aber die Tafeln letztlich nicht gewährleisten.

3 KALKULIERTE NUTZUNG UND AKTIVE ZUGEHÖRIGKEIT: MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN DES TAFELENGAGEMENTS AUS NUTZERPERSPEKTIVE

Frau K. und Frau G. standen in den beiden vorangegangenen Rekonstruktionen exemplarisch für typische und dabei möglichst weit voneinander entfernte Zugänge zur Tafel. Diese Typen wurden als *Tafelnutzung als kalkulierte Option* und *Tafelnutzung als aktive Zugehörigkeit* bezeichnet. Damit sollten sowohl die beiden typischerweise wichtigsten Möglichkeiten herausgearbeitet werden, einen Nutzen aus dem Tafelengagement zu ziehen, als auch Bezüge zu Integrationsansprüchen der Tafeln aufgezeigt werden sollten. So konnte zum einen gezeigt werden, inwiefern dieser Nutzen in finanzieller Entlastung durch den Lebensmittelehalt besteht und wie sich dies zum ›Kunden‹-Verständnis der Tafeln verhält. Zum anderen ließ sich aufweisen, welche Möglichkeiten von empathisch-geselliger Zugehörigkeit bei den Tafeln realistisch sind und inwiefern dies auf ein ›Gäste‹-Verständnis bezogen werden kann. So war zu sehen, dass sowohl die Rede von den Kunden als auch die von den Gästen auf wichtige Anliegen der Tafelnutzenden Bezug nehmen. Gleichzeitig führen sie aber auch in die Irre, weil sie Integrationsansprüche formulieren, die sich bei den Tafeln nur in sehr eingeschränktem Sinne und in vieler Hinsicht gar nicht einlösen lassen. Im Gegenteil kann das ungeklärte Festhalten an den Ansprüchen in der Tafelarbeit zusätzliche Belastungen für die Tafelnutzenden mit sich bringen. Die Simulation eines Kundenstatus, wo dieser faktisch nicht vorhanden ist, nimmt die Nutzen nicht ernst und kann in zusätzliche Demütigung führen statt einen würdigen Umgang zu befördern. Bestenfalls kann der Konsumenten-Status indirekt – und gerade *nicht* bei den Tafeln selbst – unterstützt werden, indem die Bereitstellung von Lebensmitteln Geld einspart, das anderweitig ausgegeben werden kann. Auch der postulierte Gästestatus ist nicht unproblematisch, wenn er dazu führt, die Integration über soziale Rechte, das heißt über legitime Ansprüche, zu vernachlässigen oder sogar zu unterlaufen. Diese legitime Basis aber, so war es in

schen; wir löschen Ihre Einkaufsberechtigung und können einem neuen Kunden einen Ausweis ausstellen. Sie können erst nach einem Jahr einen neuen Ausweis beantragen. Im Krankheitsfall können Sie die Löschung durch Vorlage einer ärztlichen Bescheinigung o.ä. wieder aufheben lassen.«

der Rekonstruktion zu sehen, dient gerade als Voraussetzung dafür, in eine symbolische Gastgeber-Gäste-Konstellation eintreten und Hilfen ›schamlos‹ annehmen zu können. Deshalb müssen auch gegenüber solchen Anliegen die Anstrengungen der Tafeln letztlich darauf zielen, dass die ›Gäste‹ tatsächlich zu ›Gästen an der gesellschaftlichen Tafel‹ werden, dass sie eigenständigen Zugang zum gesellschaftlichen Reichtum erlangen und nicht lediglich an separierten Orten mit Überschüssen versorgt werden.

Die beiden Typen zeigen sich in den zentralen Punkten gegensätzlich ausgeprägt. Tatsächlich kann man nicht anonym die Lebensmittelangebote nutzen wollen und zugleich gemeinschaftliche Zugehörigkeit und Mitgestaltung anstreben. Dennoch handelt es sich um eine methodisch gewollte – idealtypische – Gegenüberstellung, um die zentralen Orientierungen der Tafelnutzung in möglichst ausgeprägter Form zu erfassen. Realiter sind diese allerdings als Pole eines aufgespannten Spektrums aufzufassen, das viele graduelle Übergänge zulässt. Nichts spricht dagegen, durch Tafelangebote das Haushaltsbudget zu entlasten und außerdem die Gelegenheit des Abholens zum Gespräch zu nutzen oder sich bei der Tafel sogar zum regelmäßigen Mittags-›Stammtisch‹ zu treffen. Frau G. konnte vorrechnen, was sie durch die Tafel spart, wie auch Frau K. nicht umhin kommt, sich in Beziehung zu anderen Nutzenden und Tafelaktiven zu setzen. Quantitativ kann man davon ausgehen, dass der Zugang als kalkulierte Option der weitaus überwiegende ist. Die Möglichkeiten v.a. *aktiver* Zugehörigkeit sind zwar bei den Tafeln unterschiedlich ausgeprägt, aber insgesamt begrenzt.

Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass die exemplarischen Fallrekonstruktionen nicht in der vorgeschlagenen Typenbildung aufgehen. Die Typenbildung soll die zentralen Motive und Chancen der Tafelnutzung herausstellen. Sie bezieht sich deshalb einmal auf die Sparmöglichkeiten und einmal auf die Vergemeinschaftungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten bei den Tafeln. Es ist also Typenbildung in bestimmter Hinsicht. Die Fälle zeigten darüber hinaus weitere Aspekte, die zu ihnen, doch nicht notwendig zu den hier fokussierten typischen Orientierungen gehören. So gibt es, wie bereits in der Rekonstruktion erwähnt, keine notwendige Verbindung zwischen einer kalkulierten Tafelnutzung und abwertenden Orientierungen gegenüber anderen. Ebenso wenig müssen alle, die bei den Tafeln eine Möglichkeit der Zugehörigkeit suchen, deshalb zwangsläufig besonders ausgeprägte (quasi-mütterliche) Helferambitionen haben. In meinen weiteren Interviews findet sich beispielsweise die Variante, zwar eher den Nutzen der Tafel zu kalkulieren, aber dennoch dort gerne mitzuarbeiten, allerdings allein auf geförderter Stellenbasis (formales Vertragsverhältnis) und nicht als Freiwillige.

Erinnernd sei ergänzt, dass es nur um Typen der tatsächlichen Tafelnutzung geht, während für andere Menschen, die sich ebenso in materiell/finanzieller

Problemlage befinden oder/und denen es an sozialen Beziehungsmöglichkeiten und Einbindungen mangelt, die Tafeln grundsätzlich keine Option sind. Sie kommen gar nicht erst oder bleiben sehr schnell wieder weg.

Die wichtigste Erkenntnis im Hinblick auf das Tafelengagement ist aber, dass die Nutzenden nicht als passive Bedürftige zu begreifen sind, die als ›Hungerleider‹ und Bittsteller aus Not existenziell auf die Tafel angewiesen wären. Diese Sicht mag das Selbstbild von Aktiven in hellerem Licht erscheinen lassen und mehr Menschen zu Spenden motivieren. In der Sache geht es aber an denen vorbei, die unterstützt werden sollen, und steht einem respektvollen Umgang mit ihnen eher im Wege. Tafelnutzende sind vielmehr als aktiv Unterstützung suchende anzusehen, die ihre Gründe haben zu kommen und sich auch selbst zu kommen entschieden haben. Sie müssen für ihr Kommen weder zwangsläufig ›Bedürftigkeit‹ noch ›Scham‹ empfinden, auch wenn das häufig der Fall ist. Es wäre auch eine Aufgabe der Tafeln, sie nicht ihrerseits zu schamvollen Bedürftigen zu machen.

